Oberschlesische Sagen

Nacherzählt von Paul und Hildegard Knötel

2. Band

Phönix Verlag
Inh. Fritz u. Carl Siwinna
Berlin W. 9. Breslau II
Kattowitz · Leipzig





Dieses Buch gehört:







Die Sibylle und der Fürst Lichtenstein
(Seite 67)

Oberschlesische Sagen

Nacherzählt
von
Paul und Hildegard Knötel

Mit Illustrationen von
Professor **Richard Knötel**

2. Band

Phönix-Verlag
Inh.: Fritz u. Carl Siwinna
Berlin * Breslau * Kattowitz * Leipzig

5845 S
398 (438)

Alle Rechte vorbehalten.

ZBIORY ŚLĄSKIE

Druck von G. Siwinna, Kattowitz O.-S.

Akc. V Nr 224/73/S

Vorwort

Dem im Jahre 1907 erschienenen Bändchen oberschlesischer Sagen lassen wir hiermit ein zweites folgen. Es ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie das erste. Vor allem kam es darauf an, die Sagen schlicht und einfach zu erzählen. Wo sich Zusätze finden, sind diese dem Geiste des Volkes, das sich die Sagen erzählt, entnommen oder angepaßt. Wir haben uns bemüht, die Sammlung inhaltlich recht reichhaltig zu gestalten. Wenn aber z. B. Wassermannsagen stärker als andere vertreten sind, so entspricht das ganz der Sagenbildung unseres oberschlesischen Volkes, in dem die Erzählungen von Wassergeistern verschiedenster Art noch immer von Mund zu Mund gehen. Auf einen Teil der Sagen hat Herr Seminarlehrer Sturm in Schweidnitz hingewiesen, wofür ihm an dieser Stelle unser Dank ausgesprochen sei.

Im Interesse der Reichhaltigkeit der Sammlung und mit Rücksicht auf ihren volkstümlichen Zweck haben wir auch einige märchenhafte Stoffe behandelt, obwohl wir uns des Unterschiedes von Sage und Märchen wohl bewußt sind. Wir hoffen, daß auch dieser Band, wie sein Vorgänger, im oberschlesischen Volke viele Freunde und Leser findet.

Kattowitz, im Oktober 1911.

Professor Dr. Paul Knötel
Hildegard Knötel

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die eingemauerte Tochter	7
Das versunkene Schloß bei Ziegenhals	11
Der seltsame Hase	14
Die Erscheinung der hl. Anna	17
Das versunkene Dorf	21
Die Fähnskedinger	23
Der unschuldig Verurteilte	28
Des Otternkönigs Rache	33
Die erfüllten Wünsche	36
Die drei Schwestern	40
Von Krähen und Eichhörnchen	42
Der Streuselkuchen	44
Der Schatz im Pelkenberge	48
Mutterliebe übers Grab hinaus	50
Mysliwiec der Jäger	53
Die erzürnte Wasserjungfrau	58
Die dankbare Maus	60
Der schwarze Graben	63
Die Sibylle und der Fürst Lichtenstein	67
Die drei Knechte	70
Das Haus des Berggeistes	75
Der Jungfernkranz an der Kirchmauer	78
Das Weib des Wassermanns	83
Das Kind als Retter	86
Der Räuberhauptmann Koziol	88

Seite

Der starke Hans 92
Die wunderbare Henne 98
Die Heldentaten des Matyssek 101
Der Totentanz zu Neisse 107
Der Wassermann und das arme Webermädchen 111
Das Irrlicht 114
Die Trojkakirche bei Koschentin 116
Die Rache der Wasserfrau 120
Der Skrzolek in der Medizinflasche 123
Das Gnadenbild zu Deutsch-Piekar und die Gründung von Roßberg 127
Der Doppelgänger 129
Napoleon und die oberschlesischen Bauern 136
Die Marienkapelle zu Polnisch-Müllmen 138
Das Armesünderglöckchen zu Neisse 140
Das Schwarzbründel 144
Das verwandelte Mädchen 147
Das vergessene Kind 151
Der Bär und der Wassergeist 155

Quellennachweis 158



Die eingemauerte Tochter

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, als das geschah, was ich jetzt erzählen will. Heut ist Zabrze ein reich bevölkerter Industrieort. Damals aber war es ein kleines Dorf. Neben den armen Hütten der Bauern erhob sich stolz ein stattliches Schloß. In dem wohnte ein tapferer Ritter; dessen erste Frau war gestorben und hatte ihm ein liebliches Töchterchen hinterlassen. Das wuchs zur Freude des Vaters zur stattlichen

Jungfrau heran und war schön über die Maßen. Der Ritter aber heiratete zum zweiten Male. Die Stiefmutter war böse und mißgönnte dem Mädchen die Liebe ihres Vaters. Sie wußte das aber klüglich vor ihrem Gemahl zu verbergen, und dieser ahnte nichts von ihrem Hasse gegen die schöne Stieftochter.

Nun brach einmal ein Krieg aus, und der Ritter mußte mit zu Felde ziehen. Als die Stunde der Trennung gekommen war, nahm er von Frau und Tochter zärtlich Abschied und empfahl diese ganz besonders der Obhut ihrer Stiefmutter, da er glaubte, daß der Krieg lange dauern und er auf Jahre hinaus von der Heimat fern sein werde. Und seine Gemahlin gelobte ihm alles treulich zu halten.

Als aber einige Zeit vergangen war, da trat sie vor die Jungfrau hin und sprach: „Du bist eine falsche Schlange und raubst mir die Liebe meines Gatten. Deshalb mußt du eines fürchterlichen Todes sterben!" Die Stieftochter warf sich der bösen Ritterfrau zu Füßen und flehte sie unter Tränen gar inniglich um Schonung ihres Lebens an. Doch alles war vergeblich. Die Stiefmutter rief zwei Knechte, rohe Gesellen, herbei, die mußten dem Ritterfräulein die goldenen Ketten vom Halse reißen, die ihr der Vater geschenkt hatte, und die schönen Kleider vom Leibe. Diesen mußte sie in ein rauhes Bettlergewand kleiden, das zerrissen und voller Flicken war. Dann ergriffen die grimmen Knechte die weinende Jungfrau und führten sie auf den Befehl der Stiefmutter in die dunklen Keller der Burg. Dort wo sie am dunkelsten waren, stießen sie sie in ein enges, nasses Gewölbe hinein. Die Tür aber wurde zugemauert

und auch das kleine Guckloch, das vom Wallgraben aus den finsteren Raum ein wenig erhellte. Da hätte das arme Mädchen den furchtbaren Hungertod sterben müssen.

Ein Diener aber, der seinem fernen Herrn treu ergeben war, erbarmte sich der Unglücklichen. Gegen den Befehl der schlimmen Rittersfrau ließ er, als er Fenster und Tür vermauern mußte, ein kleines Loch von der Größe eines Ziegels im Fenster frei. Durch dieses reichte er der Jungfrau Tag für Tag Speise und Trank, so daß sie nicht zu verhungern brauchte, wenn sie auch das liebe Gotteslicht der Sonne in ihrem Kerker nicht sah und in dem ärmlichen Gewande bitter fror. Wie lange sie so in Not und Jammer gelegen, wußte sie nicht. Es schienen ihr Ewigkeiten zu sein.

Da hörte sie eines Tages von ihrem Kerker aus, wie das Gestampf einer großen Anzahl Pferdehufe auf der Zugbrücke ertönte; sie vernahm auch Stimmen, und als sie genauer aufhorchte, erkannte sie die Stimme ihres Vaters. Da begann sie laut ein Lied zu singen, das er immer gern von ihr gehört hatte. Der Ritter horchte auf, wußte aber nicht, woher die Töne kamen. Als er nun in das Schloß geritten war und seine Gemahlin, die ihm entgegenkam, umarmt und geküßt hatte, fragte er nach seiner Tochter, da er sich wunderte, daß sie nicht zu seinem Empfange herbeigeeilt war. Die Stiefmutter tat, als ob sie gar traurig wäre und sagte, die Tochter sei aus Sehnsucht nach ihrem Vater bald nach seiner Ausfahrt zum Kriege gestorben. Da ward der Ritter zornig und fuhr seine Frau an, daß sie lüge; er habe soeben den Gesang seiner Tochter gehört. Das schlimme Weib erbleichte und wußte nicht, was

sie sagen sollte. Der Ritter aber durchsuchte das ganze Schloß, und als er auf sein Rufen hinter der vermauerten Tür die Stimme der Jungfrau hörte, ließ er eiligst die Mauer aufbrechen, und bald lagen sich Vater und Tochter jubelnd in den Armen.

Die böse Stiefmutter traf eine strenge, aber gerechte Strafe. Von vier wilden Pferden wurde sie in Stücke gerissen. P.



Das versunkene Schloß bei Ziegenhals

Zwischen Niklasdorf und Rennersdorf unweit Ziegenhals stand noch vor kurzer Zeit ein Eichenwald, und in diesem erhob sich ein Hügel.

Auf dem Hügel aber lag vor langer, langer Zeit ein Schloß. Alte Leute erzählen davon noch mancherlei. Es soll ein Jagd- oder ein Raubschloß gewesen sein.

Seine Bewohner waren wilde Leute. Sie dachten nicht an Gott und die Kirche, sondern spielten mit Broten Kegel. Ja selbst Raub und Mord waren ihnen

kein ungewohntes Tun. So verbreiteten sie Schrecken um sich. Alle die Umwohner fürchteten sie und wagten nichts gegen das schändliche Treiben zu tun.

Doch einst wurde der wüste Schloßherr eines Verbrechens wegen verurteilt, außer Landes zu gehen. Da erbat er sich voller List die Gnade, noch so lange im Lande und auf seinem Schloß wohnen zu dürfen, bis er noch einmal gesät und geerntet hätte.

Es wurde ihm gewährt. Er aber säte nicht Getreide, sondern Eicheln, und glaubte so bis an sein Lebensende im Lande bleiben zu können. Sein wildes Leben aber setzte er mit seinen Angehörigen fort und dünkte sich noch sicherer als zuvor. Um das Schloß herum wuchs nun der dichte, dunkle Eichenwald, wo sonst goldene Getreidefelder gewogt hatten.

Eines Sonntags nachmittags kamen die Dienstleute des Schloßherrn aus der Kirche. Ein freundliches Mädchen hatte ein Pfefferkuchenherz in den Buden gekauft und es der Schloßfrau mitgebracht. Eben wollte sie es ihr durch das Fenster reichen, da bemerkte sie mit Entsetzen, daß das Schloß sank und sank und immer tiefer in den Erdboden sank, bis nichts mehr zu sehen war, als ein Hügel. Dieser Hügel blieb lange Zeit bestehen, und es war nicht geheuer um denselben.

In der Nacht hörte man dort oft Hundegebell und wildes Geheul. In lauen Sommernächten tauchten Irrlichter auf und lockten den einsamen Wanderer in den Sumpf. Auch der Feuermann ist dort oft gesehen worden.

Um Mitternacht aber muß seitdem die Schloßfrau umgehen. Sie fährt über das Feld mit schwarzen

Gesellen. Lautlos, aber in rasender Eile huscht das gespenstische Gefährt über den Acker.

Andermal mußten die Schloßbewohner des Nachts einer hl. Messe beiwohnen, die ein unbekannter Priester in der Kirche las. Einst blieb ein Ministrant, der den Pfarrer auf einem nächtlichen Krankenbesuch begleitet, noch etwas in der Kirche zurück. Da sah er die vermummten Gestalten im Kirchengestühl. Vor Angst und Aufregung fiel er in ein hitziges Fieber und sprach in seinen Phantasien immerfort von der nächtlichen Erscheinung.

Ein anderer, dem es ebenso erging, starb an den Folgen des furchtbaren Entsetzens, das ihn bei dem gespenstischen Erlebnis erfaßt hatte. Jetzt aber dürfen die bösen Geister nicht mehr erscheinen; denn der kirchliche Bann wurde über sie gesprochen.

Aber erlöst sind sie noch lange nicht. Denn die Schloßfrau hatte einst geklagt: „Noch zweimal Wald und dreimal Feld muß der Umkreis des Schlosses werden, dann erst sind wir erlöst."

Der Wald ist nun längst gerodet, und fruchtbares Ackerland liegt wieder ringsherum. Alle die Spuren eines früheren Wunderwerkes und Zeichen der menschlichen Wohnstätte von damals sind nun dahin. Aber immer noch heißt der Ort im Munde der Leute das versunkene Schloß.

H.

Der seltsame Hase

Bei einer Treibjagd in der Nähe von Neustadt hat sich einmal etwas Seltsames zugetragen. Es waren eine große Anzahl Schützen zusammen, und viele Treiber waren am Werke, die Hasen zusammenzutreiben. Alles ließ sich gut an. Das war ein Rufen und ein Schreien, daß es den Tieren angst und bange wurde. Und wenn sich auch manches tief in die Furchen duckte, um sich zu verbergen, das half alles nichts. Die Treiber waren dahinter her, und es mußte heraus. So liefen denn Hasen in großer Menge in der Schützenlinie hin und her, und es ging unaufhörlich: piff paff — piff paff. Die Hasen überschlugen sich zu Dutzenden in der Luft und lagen dann steif und tot auf dem gefrorenen Acker.

Doch was war das? Da haben die Treiber auf einmal einen Hasen aufgetrieben, der war ganz gewaltig groß. Wie groß, das hat sich nicht feststellen lassen. Der eine Schütze behauptete, so hoch wie sein großer Jagdhund. Ein anderer meinte später, er wäre so groß gewesen, wie ein Kalb. Aber man weiß ja, daß die Jäger es mit der Wahrheit nicht so genau nehmen. Von ungewöhnlicher Größe war er aber jedenfalls; denn das haben alle Schützen behauptet, und da muß

man es ihnen wohl glauben. Das merkwürdigste aber war, daß der Hase eine feuerrote Blume hatte. Den wollten natürlich alle Jäger schießen und richteten ihre Flinten auf ihn. Keiner aber traf. Einige behaupteten später, sie hätten ganz genau gesehen, wie er ihnen mit seinen zwei Vorderläufen eine lange Nase gemacht



habe, als wollte er sie verhöhnen. Aber das mag wohl auch eine Aufschneiderei sein.

Auf einmal lief Meister Lampe in den nahen Wald, mitten durch die Treiber hindurch. Die aber nicht faul, sind hinter ihm her und treiben ihn wieder heraus. Das geht so dreimal. Als er aber das dritte Mal in die Schußlinie läuft, da gelingt es einem Schützen, ihn zu treffen. Der Hase schießt mitten auf einem mit Eis bedeckten Teiche in der Luft einen hohen, ganz hohen Purzelbock und ist — verschwunden!

Alle eilen auf den Teich und suchen und rufen die Hunde: „Such, Hektor, such, such, Diana!“ und wie die treuen Jagdhunde sonst noch heißen. Die laufen nun auf dem Eise herum und lassen die Nase nicht von der gefrorenen Fläche, aber alles ist umsonst. Auch die Treiber kommen heran und suchen und suchen. Aber niemand findet den seltsamen Lampe. Er war und blieb verschwunden. Das Merkwürdigste aber war, daß kein Loch, kein einziges, im Eise war, durch das er hätte in dem Wasser verschwinden können.

Da mußte man sich zufrieden geben. Ob die Jäger noch weiter gejagt haben, das weiß ich nicht. Die anderen Hasen aber mögen wohl unterdessen, die Löffel am Halse, ausgerissen sein, als niemand auf sie achtete, und so wird sicher die Jagd ein Ende gehabt haben. Beim Glase Bier haben die Jäger aber noch lange von dem seltsamen Tiere mit der roten Blume gesprochen. Der eine Schütze behauptete immer wieder, daß er ihn doch sicher getroffen habe, und die anderen mußten es ihm zugeben, wenn sie auch selber wünschten, daß sie den glücklichen Schuß getan hätten. Daß er aber im Feuer zusammengebrochen war, hatten alle gesehen. Man hat noch lange in und um Neustadt von dem Hasen gesprochen.

Wie aber der Winter zu Ende gegangen war und der Teich im heißen Sommer wie gewöhnlich ganz austrocknete, da hat man auch noch nach dem Hasen gesucht, aber man hat nichts von ihm gefunden, nicht einmal die schöne rote Blume. P.

Die Erscheinung der hl. Anna

Vor langen, langen Jahren, es können wohl mehr als tausend Jahre her sein, hauste dort, wo jetzt der Wallfahrtsort Annaberg sich erhebt, ein schlimmer Drache.

Es fielen ihm viele Menschen zum Opfer. Manch Tapferer, der den bösen Drachen töten wollte, mußte dabei sein junges Leben lassen. Damals hieß der Berg Chelmberg. Als das Land nun endlich vom Drachen befreit wurde, baute man dem hl. Georg, dem bekannten, vielverehrten Drachentöter ein kleines Holzkirchlein.

Zwar war es kein Kirchlein zum täglichen Gebrauch, denn mitten im tiefsten, dunkelsten Walde lag es versteckt und war sehr schwer zu erreichen. Nur ab und zu verrichtete wohl ein Jäger ein Gebet vor dem Bilde des Heiligen und bat ihn um Schutz, wenn er etwa von wilden Tieren angefallen werden sollte. Denn damals gab es noch Wölfe und Luchse und Bären in diesen tiefen Wäldern.

Auch andere Gefahren drohten dort dem Jägersmann. Sumpfig und morastig war der Waldboden, und schlimm konnte es dem Weidmann ergehen, der sich hinter einem Wilde jagend von den schmalen Forstpfaden verirrte.

Vor ungefähr vierhundert Jahren gehörte Berg und Wald einem Herrn von Poremba. Der war ein eifriger Jäger. Eines Tages pirschte er mit seinem liebsten und besten Hunde durch den Wald.

Da riß sich auf einmal das sonst so treue und kluge Tier los und rannte, ohne auf das Rufen und Pfeifen seines Herrn zu hören, in das tiefste Dickicht des Waldes.

Sein Herr war sehr erschrocken, als er seinen Lieblingshund so plötzlich verschwinden sah. Er gab alle Hoffnung auf, ihn wiederzufinden. Wenn sich das Tier nicht von selbst zu seinem Herrn zurückfand, dann mußte es elendiglich verhungern. Denn in den dichten Wald ihm zu folgen, war ganz unmöglich.

Da auf einmal hörte er, wie aus weiter Ferne, ganz deutlich das Winseln des Hundes. Er ging den Lauten nach und kam auf ihrer Spur auf die Höhe des Berges. Er glaubte, vielleicht hätte sich das Tier in einer Falle gefangen und winselte nun, um seinen Herrn zu Hilfe zu rufen. Der schritt denn auch rasch bergan, bis er auf der Höhe des Berges angelangt war.

Da auf einmal sah er einen lichten Schein um einen Baum, hell und rund wie die Sonnenscheibe. Unter diesem Baum aber saß, ganz umflossen von dem lichten Schein, die hl. Anna mit dem kleinen Marienkinde auf dem Schoß. Andächtig fiel der Herr auf die Knie und betete lange und innig. Als er wieder seine Augen aufschlug, war die Erscheinung verschwunden. Nur der helle Glanz war geblieben und gab ihm Zeugnis, daß es kein Traum war, was er hier erlebt, sondern Wirklichkeit.

Der Hund, der die ganze Zeit, ohne sich zu rühren, nur leise winselnd vor der Erscheinung gelegen, eilte



Die Erscheinung der hl. Anna

nun freudig mit dem Schwanze wedelnd zu seinem Herrn zurück. Als dieser glücklich wieder zu Haus angelangt war, ging er zu dem Geistlichen seines Ortes und fragte ihn um Rat.

Der sagte, der Herr von Poremba solle dort, wo er die Erscheinung hatte, ein neues Kirchlein bauen und es der hl. Anna weihen.

Da das alte Kirchel auch schon sehr morsch und baufällig war, wurde es eingerissen, und der Besitzer ließ eine neue Holzkirche, schöner und stattlicher als die vorige, bauen.

Er weihte sie der hl. Anna, und so entstand damals auf dem Berge das erste Annakirchlein, nach dem er dann später Annaberg genannt wurde. H.

Das versunkene Dorf

Wir alle wissen aus der Bibel, wie der liebe Gott die Städte Sodom und Gomorrha strafte, weil ihre Bewohner übermütig geworden waren und in arge Sünde verfielen. Da mußten die Städte untergehen, und wo sie einst gestanden, da rauscht jetzt das tote Meer.

Aehnlich erging es in alter Zeit einem Dorfe im Kreise Neiße. Bei dem Dorfe Niederhermsdorf dehnt sich ein ziemlich großer Wald aus, der heißt Prosdorf; so mag wohl auch der Ort geheißen haben, der sich einst hier erhob. Der Ackerboden ringsherum war vortrefflich und brachte hundertfältige Frucht. Da füllten sich nach der Ernte immer wieder die Scheuern, und die Bauern wurden reich und immer reicher. Da wurden sie aber auch stolz und hochmütig, meinten, daß sie das alles sich selbst und ihrer Arbeit verdankten, und wollten vom lieben Gott nichts mehr wissen. Statt in die Kirche, gingen sie in die Wirtshäuser und tranken und aßen im Uebermaß. Da wurde ihre Sünde immer größer, und Gott beschloß, sie zu strafen für ihre Freveltaten.

Eines Tages war das ganze Dorf verschwunden, und die Leute, die in die Gegend kamen, wunderten sich sehr, als sie den Ort nicht mehr fanden, der wegen des Reichtums seiner Bewohner weithin bekannt gewesen war.

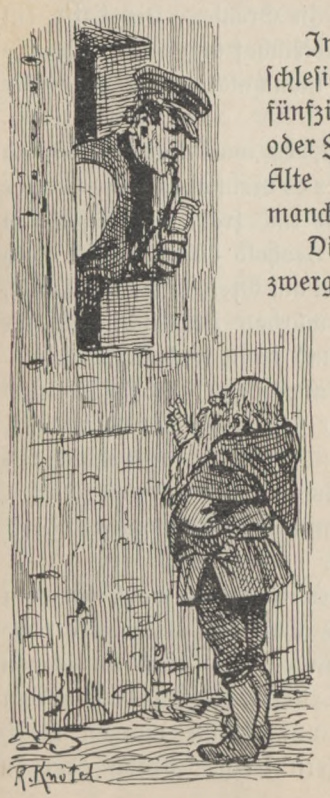
Im Dorfe aber waren drei unschuldige Kinder gewesen. Die hatten immer regelmäßig gebetet und waren des Sonntags die einzigen gewesen, die in der leeren

Kirche saßen. Darum erbarmte sich Gott der Kinder und verschonte sie allein von allen Einwohnern, wie er einst den Lot und die Seinen gerettet hatte. Gott ließ nämlich das Dorf untergehen, als sie auf einer Wallfahrt zu einem berühmten Marienbilde waren. Wie und wo die Kinder herangewachsen sind, das weiß niemand. Als sie aber große Männer geworden waren, da trieb sie die Sehnsucht in die alte Heimat. Wo ihre



elterlichen Häuser gestanden hatten, da war inzwischen ein Wald emporgewachsen. Darum konnten sie sich dort nicht niederlassen. Weil sie aber doch an der Stelle bleiben wollten, so baute sich jeder in der Nähe des Waldes eine Hütte und lebte dort glücklich und zufrieden bis an sein Lebensende. Neben den Hütten der frommen Leute erhoben sich bald andere Häuser, und so entstanden allmählich drei neue Dörfer; die stehen noch heute und heißen Nieder-Hermsdorf, Volkmannsdorf und Mannsdorf. Mitten zwischen ihnen rauschen die Bäume des Waldes Prosdorf. P.

Die Fähnskedinger



In einigen Gegenden Oberschlesiens soll es noch vor ungefähr fünfzig Jahren die Fenismännlein oder Fähnskedinger gegeben haben. Alte Leute erzählen davon gar mancherlei.

Die Fähnskedinger waren kleine, zwerghafte Geschöpfe, die in niedrigeren Bergen und Hügeln ihren Wohnsitz hatten. Sie wußten, wo man Gold findet, und brachten es in großen Mengen zu Tage. Ihr Hausgerät, Töpfe, Schüsseln, Tiegel, alles soll aus purem Golde gewesen sein.

Sie spielten den Menschen gern einen Schabernack. Junge Mütter nahmen ihre Kinder nicht mit auf das Feld. Denn dort konnten sie die Fähnskedinger

leicht gegen einen Wechselbalg austauschen. Wer aber den kleinen Kerlen einen Dienst erwies, der wurde reich belohnt. So ging es einem Bauern aus Graase im Falkenberger Kreise.

Die Fähnskedinger können das Glockenläuten nicht gut vertragen. Hatten sie eine Glocke zu nahe, dann mußten sie auswandern. Weit fort, wo sie den hellen Klang nicht mehr hören konnten.

Da war also ein Bauer in Graase. Der hatte ein schönes Gut und zur Bewirtschaftung zwei tüchtige Paar Pferde, die er auch manchmal gegen gute Bezahlung verlieh.

Eines Abends im Herbst, es war grade Neumond und furchtbar dunkel, hörte er es dreimal an seine Fenster klopfen. Nun war er müde und froh, seine Pfeife in Ruhe rauchen zu können. Deshalb rührte er sich noch nicht gleich aus seinem Winkel am Ofen, sondern wartete, ob es noch einmal klopfen würde. Und richtig wieder tönte das Pochen dreimal und dann noch dreimal.

Da bequemte sich der Bauer denn ans Fenster und fragte, wer noch zu so später Zeit etwas von ihm wolle. Draußen stand ein kleines Männlein; es reichte mit dem Scheitel nicht einmal bis zu dem niedrigen Fenster.

„Bauer, willst du dir morgen einen guten Fuhrlohn verdienen?" fragte es.

„Ja gern," sagte der Bauer. Er wußte wohl, mit wem er es zu tun hatte und daß ihm eine abschlägige Antwort schlecht bekommen würde. „So bind' an deinen Erntewagen die längsten Leitern, die du hast, spann deine vier Pferde davor und komm morgen gleich nach Dunkelwerden an unsern Berg. Sprich aber zu

niemand davon und sag auch deinem Weibe nicht, wohin du fährst, ob sie dich auch noch sehr mit ihrer Neugier plagt. Mit dem Lohn wirst du schon zufrieden sein."

Der Bauer versprach alles zu tun, wie es das kleine Fähnskeding wünschte. Am Abend des folgenden Tages spannte er auch richtig seine vier Pferde vor den Wagen, tat alles eigenhändig und rief keinen der Knechte dazu, damit niemand etwas merke.

Als seine Frau ihn fragte, wohin er denn noch wolle, sagte er: „Ich muß noch fort. Sei still, wenn dir dein und mein Leben lieb ist." Da fragte die erschrockene Frau nichts mehr, dachte sich aber in ihrer Angst die schrecklichsten Räubergeschichten aus.

Als der Bauer nun an den Berg kam, in dem die kleinen Leute hausen sollten, hörte er zwar von drinnen ein Lärmen und Rufen, ein Jagen und Traben, ein Klopfen und Nageln, aber sehen ließ sich niemand. Endlich als man schon vor Dunkelheit kaum mehr die Hand vor Augen sehen konnte, kam dasselbe Männlein wie tags zuvor und sagte: „Richte deine Pferde nach Osten, von wo die Sonne aufgeht. Dann setz dich aufs Sattelpferd und fahre, wenn ich mit der Zunge schnalze. Dann fahr zu, immer gerade aus, bis ich halt rufe. Aber sieh dich ja nicht um, sonst bist du ein Kind des Todes." Der arme Bauer mußte nun den Nacken steif halten und immer geradeaus sehen, obgleich er doch so gern gewußt hätte, was hinter ihm vorging.

Denn das war ein Trappeln und Scharren, ein Flüstern und Zischeln, daß ihm Hören und Sehen verging. So war er denn froh, als er das Zeichen zum Losfahren bekam.

Es ging schwer vorwärts, und manchmal kriegten die starken Pferde den Wagen kaum weiter. Gar zu gern hätte der Bauer gesehen, was für eine Ladung er eigentlich auf dem Wagen habe. So ließ er denn, wie aus Versehen, seine Peitsche fallen und bückte sich, um sie aufzuheben. Doch schon tönte der Warnungsruf: „Behüte dein Genicke, sieh dich nicht um!“ Und das kleine Männlein, das ihn gedungen, war schon da und hob ihm die Peitsche auf.

Mit einem halben Blick hatte aber der Bauer doch soviel gesehen, daß sein Wagen gedrängt voll kleiner Leute stand, die alle noch zwischen sich eine Anzahl von Koffern, Kisten und Gerät aller Art hatten und daß hinter dem Wagen noch eine Menge kleinen Volkes herlief.

Er fuhr nun weiter und weiter die ganze Nacht, durfte nicht mucksen und fragen, nicht brummen und klagen. Endlich in einer wüsten Gegend, wo weit und breit kein Dorf und kein Gehöfte war, gebot ihm das kleine Männlein halt.

Zugleich befahl es ihm noch einmal aufs Strengste, sich ja nicht umzusehen. Wieder hörte er das Lärmen hinter sich wie von tausend kleinen Füßchen vieler kleinen Männchen, aber er wagte es nicht, sich umzudrehen. Nach einer Weile wurde es ruhig, und er hörte aus dem Gebüsch eine Stimme. „Fahr nun schnell heim. Den Fuhrlohn wirst du auf dem Wagen finden.“

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und wollte schnell wenden. Aber die Pferde drehten schon von selbst um und liefen, liefen immerzu mit dem leeren Wagen, so schnell sie konnten.

Als der Bauer endlich müde und zerschlagen von der langen nächtlichen Fahrt heim kam und nach dem Fuhrlohn suchte, fand er den Wagen wohl über und über mit Kotklümpchen bedeckt, aber kein Fuhrlohn war zu sehen.

Da brummte er was von Gesindel in den Bart und begab sich an die Arbeit, den Wagen zu reinigen. Da er aber so müde war, daß er die Augen kaum offen halten konnte, ging es langsam von statten. Auch übersah er doch ab und zu ein Kotklümpchen, das am Wagen kleben blieb. Und das was sein Glück. Denn als er sich noch ein paar Stunden hingelegt hatte und erst am hellen Tage in den Stall ging, da blinkte ihm auf dem Wagen etwas Glänzendes entgegen. Wie ers näher ansah, war es ein Klümpchen puren Goldes. Da suchte er sorgsam nach und fand noch an einigen Stellen eben solche kleine Goldklümpchen. Nun bat er im Stillen den Zähnskedingern sein Brummen ab und schalt sich nur selber einen Esel, daß er mit dem Waschen des Wagens nicht bis zum Hellwerden gewartet hatte. — Von Stund' an aber hat niemand mehr in dieser Gegend etwas von den Zähnskedingern gehört oder gesehen.

H.

Der unschuldig Verurteilte

In der guten alten Stadt Neiße gab es einst ein Gasthaus, das führte im Wirtshausschilde einen goldenen Schlüssel. Es gehörte einem Manne namens Makard. Der war kein Guter, und allerlei schlechtes Gesindel nahm bei ihm Herberge.

Eines Tages kehrten bei ihm sieben verdächtige Gesellen ein; die hatten gar manches, Mord und Raub, auf dem Gewissen und waren deshalb in das feste Gefängnis auf dem Spielberge bei Brünn in Mähren gebracht worden. Von dort aber waren sie eines Nachts entwichen und kamen nun nach Neiße. Der schlimme Wirt nahm sie auf und gab ihnen Kleidung, so daß sie wie ehrsame Kaufleute aussahen. Unter all dem schlechten Gesindel hielt aber auch mancher ehrliche Gesell, der nicht viel Geld im Beutel hatte, bei Meister Makard Einkehr. Gerade als die sieben Bösewichter dort hausten, kam eines Tages ein Handwerksbursche, Ezechiel Humpert, auf der Wanderschaft auch nach Neiße und fragte, ob er gegen gute Worte und wenig Groschen Quartier bekommen könnte, bis er bei einem Meister seines Gewerbes Arbeit gefunden hätte. Da saß denn Ezechiel, nichts Böses ahnend, bald mit den

Flüchtlingen zusammen und hörte still zu, was sie erzählten. Dem Führer der Sieben, Josef Hackel, gefiel der junge Bursch gar wohl, und er dachte, er könne ihn vielleicht für sein schlimmes Räuberhandwerk gewinnen.

Da war aber ein sauberes Mädchen, Justina mit Namen, die die Gäste bediente. Auch der gefiel Ezechiel, und da sie fürchtete, er könnte von den schlimmen Leuten zum Bösen verführt werden, warnte sie ihn und suchte ihn von diesen fortzubringen. Aber er achtete nicht darauf, meinte, was er da höre, könne ihm nichts schaden, und setzte den Verkehr fort. Das sollte ihm zum Verderben gereichen.

Denn da geschah etwas Fürchterliches, ein Gotteraub! In der Sakristei der schönen Jakobipfarrkirche, die noch heute jeder Fremde, der nach Neiße kommt, mit Staunen betrachtet, stand wohlverwahrt in einem Wandschrein hinter eisernen Riegeln und Schlössern eine prachtvolle Monstranz aus lauterm Gold mit kostbaren Edelsteinen reich geschmückt. Die war eines Tages, trotz des festen Verschlusses, verschwunden, und niemand wußte, wohin sie gekommen war. Auf den Gassen und Plätzen aber standen die Leute, Männer und Weiber, in Gruppen zusammen und besprachen das gräßliche Ereignis. Und mancher meinte, die Strafe des Himmels könne die ganze Stadt treffen, wenn man nicht der Uebeltäter habhaft würde und sie der gerechten Strafe überliefere. Die Obrigkeit aber ließ eifrig nachforschen und jeder Spur, die sich zu zeigen schien, nachgehen. Da tauchte bald der Verdacht auf, daß Hackel mit seinen Spießgesellen den Raub vollführt hätte. Die Gerichtsdiener drangen in das übel berufene Gasthaus ein und

nahmen gefangen, wen sie da fanden. Das waren sechs der Flüchtlinge, aber auch Ezechiel Humpert und die fromme Magd Justina. Die beiden Hauptbösewichter aber, der schlimme Hackel und der schurkische Wirt, waren im letzten Augenblick verschwunden, niemand wußte wohin.

Nun traten die Richter zusammen und verhörten die Gefangenen. Der unglückliche Ezechiel beteuerte wohl mit feierlichen Schwüren bei Gott und allen Heiligen seine Unschuld, aber es hieß: mit gefangen, mit gehangen. Und auch Ezechiel mußte mit zum Galgen gehen. Zum allerletzten Male rief er hier den Himmel zum Zeugen an, daß er unschuldig sei, und auch die anderen sechs gestanden jetzt, im Angesicht des Todes, daß er die Tat nicht begangen habe. Aber alles half nichts. Bald schwebten alle sieben an festen Stricken tot zwischen Himmel und Erde.

Ein paar Tage sprachen noch die Leute von der Freveltat und ihrer gerechten Strafe, dann vergaßen sie darauf und redeten wieder von dem und jenem, was in der Stadt geschah. So vergingen ein paar Monate. Da trat eines Tages der Wächter vom Ratsturm vor den gestrengen Bürgermeister, den wohlweisen und ehrsamen Kaspar Naase, und erzählte ihm mit schlotternden Knien, was er in der vorhergehenden Nacht gesehen hatte und all die Nächte vorher. Nur hatte er noch nicht gewagt, davon zu sprechen, da er immer glaubte, der Spuk müsse doch endlich verschwinden. Endlich aber hatte er sich ein Herz gefaßt und berichtete das Schreckliche. Wenn die Glocke zwölf schlug, da erhob sich dort, wo die Uebeltäter hingerichtet worden waren, ein rotblaues

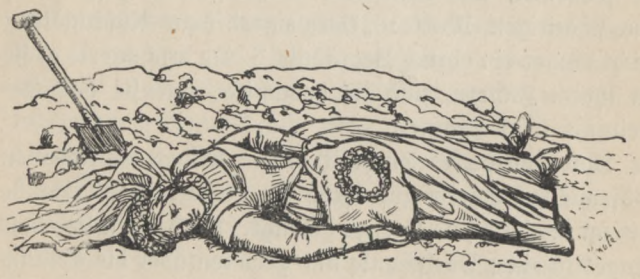
Licht, erst noch ziemlich schwach, dann leuchtender und klarer. Das schwebte von da durch die Zollgasse weiter hinaus, dorthin, wo die Frevler auf dem Felde des Stadtbannes begraben lagen. Dort hüpften die Flammen um die Gräber, dann verschwanden sie.

Auch andere Leute hatten das Wunder gesehen, und Tag für Tag wuchs die Zahl der Leute, die es schauen wollten. Da mußte endlich auch der Bürgermeister daran glauben und ging zusammen mit dem Stadtpfarrer Pedewitz eines Nachts der Flamme nach. Als sie bei den Gräbern angekommen waren, sahen sie, wie sie sich dreimal um diese bewegte; dabei hörten sie jedesmal, wie von einer Geisterstimme gesprochen, die schaurigen Worte: „Verweigert dem Unschuldigen nicht länger ein ehrlich Begräbnis.“ Da erschauerte es sie in ihrem Innern, und sie gedachten, wie sie das Geheimnis lösen könnten.

Bald wurde es enthüllt. Die beiden entflohenen Bösewichter waren auf ihrer Flucht mit ihrem Raube bis an die sächsische Grenze gelangt. Dort saßen sie eines Tages in einer Dorfschenke und gerieten über die Teilung der Beute in Streit. Ehe man sichs versah, hatte der grimme Hackel ein Messer hervorgezogen und es dem Wirte in die Brust gestoßen. Zum Tode getroffen sank der zu Boden. Da gedachte er in seiner Herzensangst des unschuldigen Ezechiel und bat die Umstehenden um seines Seelenheiles willen, man möge eiligst nach Neiße schicken, damit nicht ungerechterweise an ihm die Todesstrafe vollzogen würde.

Doch es war zu spät. Als die Nachricht nach Neiße kam, da war dort große Bestürzung, und weil man

den unschuldig Gerichteten nicht mehr lebendig machen konnte, so sollte wenigstens sein Leichnam feierlichst in geweihter Erde bestattet werden. So geschah es auch, und ganz Neiße folgte dem Sarge des unglücklichen Ezechiel. Vor dem Sarge aber schritt die arme Justina; die trug auf einem weißseidenen Kissen einen Myrtenkranz. Als der Sarg unter ernstem Gebet und dem Läuten aller Glocken in die Grube hinabgelassen wurde, brach sie zusammen und war tot. So waren Ezechiel und Justina im Jenseits vereint. Der schlimme Hackel aber wurde bald ergriffen und erlitt die gerechte Strafe für all seine Greueltaten. P.



Des Otternkönigs Rache

In Zabrze steht an der Beuthener Straße unter drei mächtigen Kastanien ein Bildstock.



Alte Leute wissen von ihm noch diese Geschichte. Früher war dort weit und breit dichter Wald. Mitten im Grün lag eine kleine Mühle. Dort wohnte ein gutherziger Müller, der keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Alle Tiere schonte er und gab ihnen von seinem täglichen Brot.

Doch er wurde nicht ärmer davon, sondern es gedieh ihm alles in Mühle, in Feld und Haus. Da er niemals ein Tier vertrieb, so hatten sich nach und nach eine Menge Ottern bei ihm angesiedelt. Sie krochen ganz ungestört in der Küche und in den Zimmern herum. Die Kinder

des Müllers hatten ihre Freude an den zahmen Tieren. Besonders das jüngste Kind ließ gern eine zahme Otter mit aus dem Milchnapf schlecken.

Da kam eines Tages pfeifend ein Müllergeselle in die Mühle. Er bot sich dem Müller als Gehilfe an. Der war es zufrieden und nahm den Gesellen in den Dienst.

Der neue Müllerbursche aber war den Ottern von Anfang an ein Feind. Er redete dem Müller zu, ihm doch zu erlauben, daß er sie vertreibe. Aber der wollte nichts davon wissen. Solange schon hausten die Tiere mit ihm, und seine Kinder hatten sie lieb.

Doch der Geselle ließ nicht nach, ihm vorzustellen, wie der Ottern immer mehr und mehr würden. Zuletzt meinte er, würden soviel sein, daß für die Müllersleute kein Platz mehr da sein werde: „Vertreibst du sie nicht, so werden sie eines Tages dich vertreiben."

Da wurde der Müller stutzig, dachte auch, es könnte schon sein, wie der Geselle es voraus sagte, und gab endlich dessen fortwährendem Drängen nach. Nun fragte der junge Bursch nur noch, ob etwa auch der Otternkönig in der Mühle sei.

Als der Müller dies verneinte, zog er eine Flöte aus der Tasche und blies darauf. Spielend zog er über das Beuthener Wasser und über die Anhöhe. Die Ottern aber kamen alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor und zogen in langem Zuge hinter dem Müllerburschen her, immer dem Klange der Flöte nach. Jetzt grub der Geselle eine tiefe Grube, um die Ottern alle miteinander dahinein zu versenken.

Da aber eilte plötzlich der Otternkönig seinem bedrängten Völkchen zu Hilfe. Er war größer als die andern

Ottern, sein Leib schillerte herrlich blau, und auf dem Kopfe trug er ein goldenes Krönlein.

Zischend fuhr er auf den erschrockenen Gesellen los, wand sich ihm um den Hals und erwürgte ihn. An derselben Stelle aber wurde der fremde Müllerbursche begraben. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Mitleidige Leute aber setzten ihm dort den Bildstock, damit, wer vorübergehe ein Vaterunser für die arme Seele bete. H.

Die erfüllten Wünsche

Das gab ein Gekrach und Gepolter, als sollte die Welt untergehen. Die drei Bergleute, die vor Ort arbeiteten, wußten im Augenblick gar nicht recht, was geschah, kaum daß sie ein kurzes Stoßgebet in der Angst ihres Herzens stammeln konnten. Als es aber wieder ruhig geworden war und ihre Besinnung wiedergekehrt war, da merkten sie zu ihrem Schrecken, daß der Schacht verschüttet war. Nun saßen sie tieftraurig da. Ob es wohl denen draußen gelingen würde, sie zu retten, ob sie wohl so lange aushalten würden, bis diese Rettung käme, so fragten sie sich. Und wenn sie zuerst auch einige Hoffnung hatten, so wurde diese doch immer geringer. Denn alle drei besaßen nur eine Lampe und ein ganz kleines Stück Brot. Wenn dann die fürchterliche Finsternis kam! Und wenn der letzte Bissen Brot aufgezehrt war! Sie wagten gar nicht daran zu denken.

Doch da geschah etwas Wunderbares. Sie hatten keine Schritte gehört, und doch stand plötzlich vor ihnen ein Mann mit langem Bart und in einem weißen Gewande. Da wußten sie, daß es der Berggeist war. In den Händen hatte er drei Stücke Brot und drei Lampen; ihr Brot und ihre Lampe aber nahm er ihnen weg und

sprach: „Das Brot wird nie zu Ende gehen, und die Lampen werden nie ausgehen.“ Kaum hatte er das gesagt, da war er verschwunden.



Die Bergleute freuten sich gar sehr, daß es wieder heller um sie war, und kräftig bissen sie in das Brot ein und aßen und aßen, und — — es wurde nicht alle. Wie lange sie so lebten, ob es droben Tag oder Nacht war, sie wußten es nicht.

Obgleich sie genug zu essen hatten und den Hungertod nicht zu fürchten brauchten, wurden sie doch alle Tage trauriger, und wenn sie früher miteinander immer lebhaft gesprochen hatten, jetzt wurden sie immer stiller und stiller. Keiner wollte es den andern zwei sagen, warum er schwieg, und keiner wollte die anderen fragen, warum sie kein Wort mehr sprächen. Da saß denn einer der drei Häuer einst tieftraurig da und stützte den Kopf auf die Hand, und ehe er es noch recht selbst wußte, sprach er: „Ich möchte gern sterben, wenn ich noch einmal die liebe Sonne sehen könnte." Da konnte sich auch der zweite nicht mehr halten und sagte: „Wenn ich mit meiner Frau noch einmal zu Abend essen könnte, wollt' auch ich gern sterben." Und der dritte meinte: „Ein Jahr noch möchte ich mit meiner Frau leben, dann könnte mich meinetwegen der Tod holen."

Da war es bei allen drei heraus, daß sie eine so große Sehnsucht nach dem lieben Sonnenlichte und nach ihren Frauen daheim hatten.

Kaum hatten sie es gesagt, da ging ein Krachen und Poltern los, ganz so wie damals, als sie lebendig an diesem Orte eingeschlossen worden waren. Und wieder glaubten sie, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Doch was war das — ganz ferne strahlte und leuchtete es, als wäre es heller Tag und schaute die Sonne in ihr dunkles Gefängnis in der Erde.

Da konnten sich die Männer nicht mehr halten, sie eilten dem Lichte entgegen. Der Gang war lang, schien endlos lang, das Gestein am Boden war naß und glatt, bald stürzte der eine, bald der andere. Die Decke war niedrig, und wenn sie sich auch bückten, so stießen sie

doch oft mit dem Kopfe oben an. Doch was tats? Sie liefen, so schnell sie konnten, dem Lichte, der Freiheit zu. Endlich waren sie am Ausgange, und es dünkte ihnen, als sollten sie in den Himmel eingehen.

Als aber der erste in das Tageslicht hinaustrat und zur Sonne, die hoch oben am Himmel stand, hinaufschaute, da fiel er plötzlich zu Boden und war tot. Sein Wunsch war erfüllt.

Die anderen beiden aber eilten, ohne daß sie den Tod ihres Genossen bemerkt hätten, nach Hause zu ihren Frauen. Da war eitel Freude und Wonne. Und die Frauen rüsteten ihren Männern eine Abendmahlzeit, wie sie das Haus nur bieten konnte. Als aber der zweite Häuer mit dem Essen fertig war, da sank er auf der Bank um und war tot. Auch sein Wunsch hatte sich erfüllt. Der dritte lebte noch glücklich und zufrieden mit seiner Frau ein ganzes Jahr. Dann mußte auch er sich zum Sterben hinlegen. Aber er ging den Weg in die Ewigkeit nicht allein, seine treue Ehefrau ging mit ihm. Sie hatte den Tod des wiedergefundenen Mannes nicht überleben können.

P.



Die drei Schwestern

Die kleine Stadt Sohrau war schon vor langen Jahren mit Wällen und einer festen Stadtmauer umgeben. Jetzt sind nur noch einige Ueberreste davon da. Vor vielen hundert Jahren aber hatte sie diese Befestigungen noch nicht, sondern war allen damals zahlreichen Feinden wehrlos preisgegeben.

Zu der Zeit lebten drei Töchter des Herzogs von Ratibor in der Stadt. Die taten viel Gutes und hätten gern noch mehr getan. Aber die Zeiten waren schwer, und so fehlte es doch zu so manchem an Geld.

Die drei Schwestern verehrten von Herzen den hl. Nikolaus. Da er ein so großer Wohltäter der Armen gewesen, nahmen sie sich ihn besonders zum Vorbild.

Als wieder einmal der Vorabend des hl. Nikolausfestes gekommen war und Groß und Klein seiner milden Gaben in freudiger Erwartung harrte, beteten die drei Jungfrauen recht inbrünstig, der Heilige möchte ihnen doch so reiche Gaben bescheren, daß sie der ganzen Stadt damit helfen könnten.

Und siehe da! Als sie des Morgens früh an ihre Fenster eilten, um nach den Geschenken auszusehen, lagen dort drei riesengroße Eier aus purem Golde.

Da waren sie voller Freude und liefen zu dem Pfarrer und den Stadtvätern, um mit ihnen zu beraten, welcher Dinge die Stadt am meisten bedürfe.

Denn nicht einen Augenblick dachten sie daran, die reiche Gabe für sich zu behalten, sondern freuten sich von Herzen, der Stadt von dem Erlös recht große Geschenke machen zu können.

So ließ denn die eine einen Wall bauen, damit in Kriegszeiten der Feind nicht in die Stadt dringen und diese sich besser verteidigen könne. Die zweite ließ eine dicke, hohe Mauer bauen um die ganze Stadt. Die Tore wurden des Nachts geschlossen und auch Tags über bewacht, damit nicht allerhand herumziehendes Raubgesindel eindränge.

Die letzte aber tat das Beste, sie ließ eine Kirche bauen, in der die Leute sich versammeln konnten, um Andachten zu halten zu Gottes und der Heiligen Ruhm und Preis.

Die Mauern sind nun längst zerfallen und der Wall zerstört. Aber immer noch gedenken die Sohrauer dankbaren Herzens der drei freigebigen Schwestern. H.

Von Krähen und Eichhörnchen

Da ist vor Jahren dem alten Gottwald aus Patschkau, als er noch der junge Gottwald war, etwas gar Merkwürdiges zugestoßen. Der ging eines Tages nach Ober-Kamitz, um Brot zu holen. Da mag er wohl den und jenen guten Freund getroffen und ein Ständerle gemacht haben. Denn wie er heimging, da wurde es finster und finsterer. Wie er nun an die Grenzen von Preußen und Oesterreich kommt, da merkt er auf einmal, wie hinter ihm her eine Menge kleiner Tiere laufen. Zuerst wußte er nicht, was das für Geschöpfe waren, als sie ihm aber näher kamen, merkte er, daß ihn lauter Eichhörnchen verfolgten. Da bekam er es mit der Angst zu tun. Denn er hatte einst von der Großmutter oder Urgroßmutter gehört, daß das sehr gefährlich sei und daß der, der ihnen begegne, wohl sterben müsse. Da rannte er, was er konnte, und lief und lief, daß ihm der Schweiß von der Stirne tropfte. Wie er aber ins Unterdorf kommt, da rauschts in der Luft, und zahllose Krähen fliegen um seinen Kopf und schreien: Kräh, kräh! Nun glaubte er sein letztes Stündlein gekommen. Auf einmal aber hört er seinen Namen rufen: „Robert, Robert!" Er erschrickt noch mehr und meint nicht anders, als daß er

nun sterben müsse. Aber es war sein Bruder; der war ihm entgegengekommen, weil man zu Hause schon gefürchtet hatte, es könnte ihm etwas zugestoßen sein. Der fragte ihn nun, warum er so spät käme. Der Robert aber schüttelte den Kopf und schwieg. Und er schwieg auch, als zu Hause der Vater und die Geschwister wissen wollten, wie es ihm ergangen wäre. Erst nach drei Tagen erzählte er ihnen alles; denn er wußte, daß er hätte sterben müssen, wenn er es eher gesagt hätte. Den Weg aber, wo die Krähen und Eichhörnchen ihn fast zu Tode gehetzt, ist er im Dunkeln nie mehr gegangen. P.



Der Streuselkuchen

Vor langer, langer Zeit, als noch das ganze Land ringsum ein großer Wald bedeckte, lebten auch in der Grottkauer Gegend die kleinen Fenismännlein.

Sie waren als große Kochkünstler bekannt. Manches gute schlesische Gericht sollen zuerst die Fenismännlein bereitet haben. Menschen, die ihnen Gutes erwiesen hatten, durften dann zum Lohn es ihnen absehen und nachmachen.

Am liebsten von allen Menschen waren ihnen aber schöne Jungfrauen. Denen zeigten sie beim Pilzesuchen die schönsten Pilze und warnten sie vor den giftigen. Auch Beeren wiesen sie ihnen und teilten ihnen mit, wie man aus den Pilzen manche schmackhafte Speise, aus den Beeren würziges Mus kochen könne. Auch heilsame Kräuter suchten sie zusammen und lehrten ihre Lieblinge manch duftigen Tee und manch heilkräftiges Tränklein daraus bereiten.

Als dann an vielen Stellen der Wald gerodet wurde und an seiner Statt goldene Weizenfelder wogten, da zogen die Fenismännlein auch daraus Nutzen und buken so herrliche Kuchen, daß, wer sie einmal gekostet hatte, das nie vergessen konnte.

Eine junge Magd, die auf einem Weizenacker das Unkraut jäten sollte, hörte in dem Hügel ganz deutlich das Klappern von aufeinander geworfenen Kuchenblechen. Halt, dachte sie, das werden die kleinen Fenismännlein sein. Wenn man doch von ihnen lernen könnte, so gut wie sie zu kochen und zu backen.

Das schöne, aber arme Mädchen liebte einen schmucken, jungen Burschen und wurde von ihm herzlich und treu wiedergeliebt. Da sie aber eine arme Waise war, die nichts hatte, als was sie sich mit ihrer Hände Arbeit verdiente, wollten die Eltern des Burschen nichts von ihr wissen. Denn sein Vater war der reichste Großbauer im Dorf. Da sollte man nun meinen, er hätte ganz gut ein armes Mädchen zur Schwiegertochter nehmen können. Aber da ists allemal, wie es im Liede heißt: „Je mehr er hat, je mehr er will." Und ein armer Mensch der weiß, daß man auch ohne Geld glücklich sein kann. Aber die Reichen wollen mehr und immer mehr.

So durften sich denn der Bursch und das Mädel nur selten sehen. Sie sannen daher Tag und Nacht, wie sie die Herzen der Eltern erweichen könnten.

Die Magd dachte nun, es könnte ihr wohl von großem Nutzen sein, den Fenismännlein ihre Künste abzugucken. In der Zeit der hl. zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Neujahr ging sie in das Bereich der kleinen Wichte. Alsbald erschien eine große Anzahl der Männlein und lud sie in ihren Berg ein.

Froh folgte die Magd den Zwergen, denn nun sollte sich ja ihr Wunsch erfüllen. Sie ließ sich von ihnen alles erklären und zeigen; besonders wie sie Kuchen backten,

das wollte sie lernen. Da sie sehr anstellig war und gut aufpaßte, hatte sie es rasch begriffen.

Nun hielt es sie nicht länger mehr in dem Berge. Heimlich stahl sie sich davon und kehrte zu ihrem Bauer zurück.



Als aber die lustige Faschingszeit gekommen war und in allen Häusern sich die Tische und Wandbretter unter den schönen Kuchen bogen, da hatte auch die Magd einen herrlichen Kuchen gebacken. Wer davon aß, erzählte es seinem Nachbar. Der lief nun gleich zu dem Bauern,

bei dem die Magd diente, und wollte auch von dem köstlichen Gebäck kosten. So hörte auch der reiche Großbauer davon. Er kam mit seiner Frau und bat um ein Stück von dem guten Kuchen.

Als er den ersten Bissen gegessen hatte, schnalzte er vergnügt mit der Zunge und schlug vor Vergnügen klatschend mit der flachen Hand auf seine Lederhose. Das war allemal der höchste Ausdruck seiner Zufriedenheit.

Auch seiner Frau mundete der Kuchen über die Maßen. Sie stieß ihren Mann an und sagte: „Du, wenn das Mädel solchen Kuchen backen kann, dann, mag sie auch arm sein, können wir sie schon als Schwiegertochter brauchen."

Der Bauer war es zufrieden. Sie ließen schnell ihren Sohn kommen und verlobten ihn noch in derselben Stunde mit dem braven geschickten Mädchen.

Die wurde nun eine reiche und glückliche Bauersfrau. Sie brauchte sich nicht mehr so zu plagen, sondern herrschte selbst über mehrere Mägde und Knechte.

Eins aber ließ sie von niemandem sich aus der Hand nehmen, das Kuchenbacken. Es konnte es auch keine so gut wie sie.

Mit der Zeit kam das Rezept zu dem Kuchen unter die Leute. Man nannte ihn Streuselkuchen. Die Zenismännlein müssen ihre Sache gut verstanden haben; denn wer äße nicht gern unsern schlesischen Streuselkuchen!

H.

Der Schatz im Pelkenberge

Im Pelkenberge bei Patschkau liegt ein großer Schatz begraben. Wer ihn dort in die Erde gesenkt hat, weiß niemand. Aber viele sind schon ausgezogen, um in mitternächtiger Stunde all das Gold, das dort ruht, zu heben. Bisher aber ist es noch niemandem gelungen. Vielleicht kommt aber doch einmal ein Sonntagskind — denn ein solches hat ja Glück — und findet den Schatz und wird reich und glücklich bis an sein hoffentlich seliges Ende.

Einst kamen um Mitternacht, wo es nicht recht geheuer ist, ein paar Männer an diese Stelle und legten den Spaten an und gruben und gruben. Das wußten sie gar wohl, daß keiner ein Wörtchen sprechen dürfe, sonst wäre es vorbei für immer, und der Schatz sänke in immer größere Tiefen. Als sie aber schweigend am Werke waren, da kamen allerhand Spukgestalten und flogen um sie herum. Sie waren wohl beherzte Männer, aber die Haare standen ihnen doch zu Berge, als sie das alles sahen und die schrecklichen Laute hörten. Trotzdem gruben sie weiter und sprachen kein Wort dabei. Und siehe da, plötzlich stieß ein Spaten auf etwas Hartes. Schnell gruben sie weiter, und eine Kiste stand vor ihnen im Boden. Der Schatz war gefunden! Da aber kamen

auf einmal zwei Männer; die trugen jeder ein Stück Holz. Die setzten sie zusammen und machten einen Galgen daraus. Dann fragte der eine den anderen: „Wen nehmen wir?“ Der andere sprach mit hohler Stimme: „Nehmen wir den mit dem grauen Rocke und dem langen Zopfe!“ Es war nämlich damals Mode, daß



auch die Männer Zöpfe trugen, wie z. B. der alte Fritz, den wir ja alle kennen. Kaum hatte der mit dem grauen Rocke die Worte gehört, da konnte er sich nicht halten und rief voll Verzweiflung laut: „Jesus Maria!“

Im selben Augenblick war aller Spuk verschwunden, die schlimmen Männer, der Galgen, aber auch die Kiste war weg, und die Schatzgräber mußten unverrichteter Dinge wieder abziehen. P.

Mutterliebe übers Grab hinaus

Im Dorfe Lobedau bei Grottkau lebte eine schöne junge Bauersfrau. Die wünschte sich sehnlichst ein kleines Kindchen.

Und endlich sollte ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Sie bekam ein schönes, kräftiges Kind. Aber drei Tage drauf wurde sie schwer krank und starb. Das Kind aber blieb am Leben. Als sie nun mit großer Feierlichkeit begraben worden war, schlief eine alte Verwandte nachts bei dem Kleinen. Als sie einmal nicht schlafen konnte, sah sie, wie die Tür sich öffnete und die verstorbene Bäuerin hereintrat. Die ging zu der Wiege, beugte sich über das Kind, nahm es heraus und wickelte es neu ein. Dann herzte sie es und legte es sacht wieder in die Wiege zurück. Nachher verließ sie lautlos wieder das Zimmer. Als die Alte nach dem Kinde sah, lag es verkehrt, mit dem Gesicht nach unten in der Wiege. So hätte es leicht ersticken können. Am andern Morgen erzählte die alte Frau dem Bauern, was geschehen sei. Da sagte er, auch bei ihm sei die Frau gewesen, hätte sich an ihrem leeren Bett zu schaffen gemacht, seine Kleider vom Stuhl genommen und wieder hingelegt, dann sei sie verschwunden. Auch die Mägde hatten die Frau



Mutterliebe übers Grab hinaus

gesehen und sie in der Küche und den Ställen wirtschaften hören.

Als aber die nächste Nacht kam, ging es wieder so zu. Und allnächtlich kam die Mutter zu ihrem Kinde und wollte es warten.

Da ging der Mann zum Pfarrer, ließ eine Messe lesen und bat ihn, das Haus zu segnen.

Von Stund an hatte die arme Frau im Grabe Ruhe und wurde nicht mehr im Hause gesehn. H.

Mysliwiec der Jäger

Der alte Vater lag im Sterben. Er war immer ein braver und frommer Mann gewesen; dennoch lag ihm etwas schwer auf dem Herzen. Darum rief er seine beiden Söhne zu sich, die waren ein Jäger und ein Geistlicher, und sprach zu ihnen: „Liebe Söhne, ich muß jetzt sterben, aber es fällt mir so schwer, von der Welt zu scheiden und vor den ewigen Richter zu treten. Ich habe einst ein Gelübde gemacht, nach Rom zu wallfahrten, aber es kam immer etwas dazwischen, und so habe ich das Gelübde nicht erfüllt. Damit ich nun nach dem Tode Ruhe im Grabe habe, so tut mir die Liebe, geht beide nach Rom und betet dort am Grabe des heiligen Petrus für meine arme Seele.“ Die Söhne gelobten es dem lieben Vater mit heiligen Eiden, und es dauerte nicht lange, da legte der Alte den Kopf auf die Seite, streckte sich und war tot. Die Seele aber flog zum Himmel hinauf.

Nachdem sie den Vater begraben und für seine Seele ein Requiem hatten singen lassen, machten sich die beiden Söhne bald auf den Weg. Als sie schon tagelang gewandert waren, erblickten sie an einem Abende ein hell erleuchtetes Schloß, das gehörte zwölf Räubern; diese saßen gerade beim Mahle und zechten. Der Jäger

Mysliwiec aber hatte ein wunderbares Gewehr, mit dem traf er jedesmal das, worauf er gezielt hatte, und es gab keinen Knall; man konnte ein Mäuslein pfeifen hören, wenn es los ging.

Nun nahm der Jäger das Gewehr von der Schulter, zielte und schoß durch das eine Fenster. Da es keinen Knall gab, so wunderte sich der eine Räuber gar sehr, wie der Becher in seiner Hand zerbrach und in Stücke ging. Alle eilten schnell hinaus und fanden die beiden Brüder vor dem Schlosse. Aus Furcht vor der Flinte taten sie ihnen nichts, verlangten aber von dem Jäger, daß er sie auf einem Raubzuge mit seiner Flinte begleite. Was wollte der tun? Er mußte mitgehen.

Als sie vor ein schönes Schloß kamen, da sprachen die Zwölf zu dem Jäger: „Wir können uns dem Schlosse nicht nähern. Denn dort ist ein Hund, der merkt es auf tausend Schritt und mehr, wenn ein Fremder kommt; dann bellt er, und das ganze Schloß wird wach. Dann ist dort aber auch ein Hahn; der kräht hell auf, wenn wir nahe kommen. Drum mußt du voraus und mußt beide erschießen, damit niemand aufwacht."

Die Räuber blieben zurück, der Jäger aber schlich sich leise an das Schloß, wie er es von seinen Jagdfahrten her gewöhnt war. Als er den Hahn sah, der, den Kopf in den Federn, auf einer Stange saß, schoß er, und der Hahn fiel herunter, war mausetot, und kein Laut war zu hören gewesen. Ebenso erging es dem wachsamen Hunde. Da der Jäger an einem Fenster eine Leiter stehen sah, so meinte er bei sich, rauben willst du nicht, aber du kannst doch einmal sehen, wie es dort drinnen ist, und stieg hinauf und durch das Fenster in ein Zimmer.

Das war gar herrlich eingerichtet mit weißen und goldenen Tischen und Stühlen. Und von der Decke hing ein Kronleuchter aus lauterem Kristall.

Und war das erste Zimmer schön, so war das zweite noch viel, viel schöner, und er meinte, wie mag erst das



dritte aussehen? So ging er auch durch die nächste Tür. Als er aber eintrat, da sah er gar nichts von der Pracht der Wände, der Decke und der Möbel. Denn sein Auge fiel auf etwas noch viel Schöneres; das war eine herrliche Jungfrau; die lag auf ihrem Bett und schlief, und der Jäger wußte, daß es die schönste Jungfrau auf der ganzen Welt war.

Mit Schrecken gedachte er der bösen Räuber und beschloß, die Jungfrau zu retten. So trat er ans Fenster und rief ihnen leise zu, sie sollten die Leiter heraufsteigen; wenn aber einer oben ankam, da tötete er einen nach dem anderen mit seinem Dolche und warf sie hinab. Dann schrieb er auf die untere Seite eines Tisches seinen Namen, nahm zum Andenken an die schöne Jungfrau einen kostbaren Ring und ein goldgesticktes Tüchlein, die auf dem Tische lagen, mit sich und stieg hinab. Bald traf er seinen geistlichen Bruder, der inzwischen für den Jäger inbrünstige Gebete zum Himmel emporgesandt hatte, und beide machten sich wieder auf den Weg nach der heiligen Stadt Rom.

Als man am Morgen die toten Räuber und den toten Hund und Hahn fand, war große Bestürzung im Schlosse, aber auch große Freude, daß der böse Anschlag mißlungen und die schlimmen Räuber ihre Strafe erhalten hatten. Wer aber der Retter gewesen war, wußte niemand. Nun war ein Diener im Schlosse, der war von heftiger Liebe zu dem Jungfräulein entbrannt. Deshalb trat er jetzt vor sie, sagte, er habe die Räuber getötet und verlangte zum Lohne ihre Hand. Die Jungfrau war aufs äußerste bestürzt, glaubte aber den Retter nicht so abweisen zu dürfen. Deshalb bat sie sich nur eine Frist von einem Jahre aus, dann sollte er ihre Hand erhalten. Im Herzen aber hoffte sie, daß ein anderer käme und sagte, er habe die Räuber getötet.

Und was sie gehofft, traf ein. Die Brüder waren indessen nach Rom weitergezogen; als sie dort angelangt waren, pilgerten sie von einer Kirche zur andern und ließen in den sieben Hauptkirchen je eine Messe für das Seelenheil

des lieben Vaters lesen. Dann machten sie sich auf den Heimweg.

Als sie wieder zu dem Schlosse kamen, war gerade das Jahr um, und die Jungfrau mußte, ob sie wollte oder nicht, alles zur Hochzeit mit dem Diener rüsten lassen. Wie der Jäger das hörte, trat er vor das Fräulein und zeigte ihr Ring und Tuch. Da war sie froh über alle Maßen, noch mehr, als er ihr sagte, sie solle nachsehen, ob nicht der Name Mysliwiec unter der Tischplatte stehe. So wurde der Betrug offenbar, und der ungetreue Diener machte, daß er fortkam. Der Priester aber segnete in der Schloßkapelle den Ehebund seines Bruders mit dem schönen Schloßfräulein ein, und ein Hochzeitsmahl wurde gehalten, davon haben die Leute weithin in der Runde noch lange gesprochen. P.

Die erzürnte Wasserjungfrau

Zwischen Zabrze und Biskupitz liegt ein großer Teich. Vor langen Zeiten, da dort noch überall dichter Wald war, stand hier eine kleine Hütte. Darinnen wohnte einsam und allein ein älteres Ehepaar.

Aber nicht still und friedlich floß das Leben dieser beiden Einsamen dahin. Nein, Zank und Streit und gotteslästerliches Fluchen schallten oft laut und störend durch die heilige Stille. Besonders der Mann tat manchen schrecklichen Fluch. Da war aber neben dem Häuschen ein tiefer, tiefer Brunnen. Kristallklares, köstlich frisches Wasser quoll dort aus der verborgenen Quelle. Tief unten aber wohnte in ihrem Element eine fromme Wasserjungfrau.

Der tat es immer weh, wenn sie das schreckliche Fluchen hören mußte. Als es garnicht mehr aufhören wollte und eines Tages schlimmer als je wurde, da beschloß die Wasserjungfrau, dem Greuel ein Ende zu machen.

Mitten in der Nacht erregte sie die tiefsten Tiefen des Brunnens, die sonst in friedlichster Ruhe lagen. Und das Wasser begann zu murren und zu rauschen.

Es klang wie ferner Donnerlaut, in den sich heftiger Regen mischt. Und höher stiegen die Wasser und höher.

Schon quoll es über den Rand des Brunnens und bahnte sich seinen Weg in den Hof des Häuschens. Und immer neue Wasser kamen mit wildem Rauschen und sprudelndem Gurgeln hervor. Schon füllten sich die Ställe, der Flur und die Stuben. Und weiter rauschte es, unaufhörlich quoll es in die Höh und bedeckte das Häuschen mit allem, was dabei war. Das böse Ehepaar, das den Frieden der frommen Wasserjungfrau gestört hatte, mußte elendiglich umkommen.

Seit dieser Zeit ist da ein großer Teich. Aber es ist nicht geheuer mit dem Teiche. Dort zu baden ist sehr gefährlich. Mancher, dem das Wasser seicht und ruhig schien und der dort badete, wurde in der Mitte des Teiches vom Strudel erfaßt und in die Tiefe gezogen.

Vielleicht hält die Wasserjungfrau alle Menschen für schlecht. Denn sie weiß nicht viel mehr von ihnen, als was sie damals von dem fluchenden Ehepaar hörte. Darum ist sie jedem gram, der in ihrem Wasser badet und ihre Ruhe stört.

H.



Die dankbare Maus

Der Beruf des Hausierers ist schwer. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt muß er ziehen, die schwere Hucke auf dem Rücken. Und wenn er in den Häusern vorspricht und seine Waren anpreist, wie viele weisen ihn da von ihrer Schwelle.! „Ich habe gestern bei einem Kollegen von Euch gekauft," spricht der eine, und der andere sagt: „Ich kaufe von Hausierern überhaupt nichts; drüben der Kaufmann hat alles, was ich brauche; was soll ich das schöne Geld aus dem Orte tragen lassen?" So muß der Händler oft weiter ziehen und hat keinen Pfennig Geld in einem Dorfe verdient.

So ging es einmal auch einem Manne, der im Ratiborer Kreise von einem Dorf zum andern zog. Die Sonne brannte heiß vom Himmel herab, und so war er froh, als er endlich in den Censchkowitzer Wald kam. Hier war wenigstens Schatten.

Ermüdet wie er war, setzte er sich auf einen gefällten Baumstamm, nahm ein Stück Brot aus seiner Tasche und begann zu essen. Das tat wohl. Wie er nun so dasaß, hörte er es plötzlich im dürren Laube zu seinen Füßen rascheln. Da rückte und rührte er sich nicht, um etwa ein Tierchen, vielleicht ein Eichhörnchen

oder ein flinkes Wiesel, nicht zu verscheuchen. Denn er liebte die Tiere. Desto genauer ließ er die Augen umhergehen und bemerkte nun ein kleines, kleines Mäuschen; das hatte ein glänzendes Fell, so glänzend wie ein schöner Rappen, der vor eine stolze Kutsche



gespannt werden soll. Darob freute sich der Mann und blieb ganz still und unbeweglich sitzen, um es nicht zu verscheuchen. Die Maus aber zeigte gar keine Furcht, sondern sah mit ihren klugen Aeuglein immer auf das Brot in der Hand des Hausierers und nickte mit dem zierlichen Köpfchen, als wollte sie sagen: „Bitte, bitte, gib mir etwas zu essen."

Da brach der Mann ein winziges Stückchen Brot ab und warf es dem Tierchen hin. Das fraß es mit Behagen und stellte sich nun gar auf die Hinterpfoten und bettelte um mehr Brot. Das freute den Händler, und er warf ihm immer neue Stückchen zu. Er selbst aß dabei auch von dem Brot; dann ging er an eine nahe Quelle, schöpfte mit den Händen das klare Wasser und trank. Das mundete ihm so herrlich, als hätte er den kostbarsten Wein getrunken und das leckerste Mal eingenommen.

Wie er aber an die Stelle zurückkam, wo er gesessen und seine Hucke zurückgelassen hatte, lag dort, wo die Maus gestanden hatte, ein wirkliches und wahrhaftiges Goldstück. Das hatte ihm das Tierchen aus Dankbarkeit aus seinem Mauseloche gebracht. Wo eins ist, können noch mehr sein, dachte der Hausierer und stieß mit seinem Stocke in das Loch, und siehe da, dort lag ein großer, mächtiger Haufen Goldstücke, eins blanker als das andere!

Alles, was er fand, steckte er in die Taschen und eilte nach Haus, so schnell er konnte. Und wenn ihn auf dem Wege durch die Dörfer eine Bauersfrau anrief: „Hausierer, kommt doch herein, ich brauche etwas von Euch!" da winkte er nur mit der Hand und sprach: „Nächstens, hab' heut keine Zeit." Da war großes Freuen bei Frau und Kindern, als er heimkam. Er gedachte aber der vielen Armen in seinem Dorfe, und wie er selbst so schwer an der Armut getragen hatte. Deshalb verteilte er die eine Hälfte an die Bedürftigen. Hatte er so der Menschen gedacht, so vergaß er auch nicht auf Gott und baute eine schöne, große Kirche in seinem Dorfe. Trotzdem blieb ihm noch so viel Geld übrig, daß er und seine Familie genug hatten für ihr ganzes Leben. P.

Der schwarze Graben

Durch den Wald südöstlich von Puschine zieht sich ein Graben, an dem es nicht geheuer sein soll. Jenseits des Waldes führt der Graben durch einen hohen und breiten Sandhügel. An dieser Stelle soll sich folgendes begeben haben.

Der Wald und das Land hinter ihm mit dem Sandhügel gehörte damals einem übermütigen und gewalttätigen Herrn, der die Bauern auf alle Weise plagte und quälte.

Denn damals vor mehr als hundert Jahren waren die Bauern noch Hörige der Herren. Das heißt, ein Bauer mußte tun, was sein Herr befahl; wollte oder konnte er es nicht, dann durfte ihn sein Gebieter bestrafen. Zielen die Strafen auch hart und grausam aus, ja mußte einer oft irgend welche Kleinigkeit mit dem Tode büßen, so krähte kein Hahn danach.

In diesen für den Bauern noch so schlimmen Zeiten also lebte in der Gegend ein sehr übermütiger Herr, dem alles Land ringsum gehörte.

Der traf eines Abends auf seinem Spazierritt ein Bäuerlein Namens Kunz an dem Sandhügel. Da zwickte ihn der Uebermut, und er sann, wie er den Bauern so

recht plagen könnte. „Was willst du mit der Schaufel machen?“ „Herr, einen Graben bei meinem Acker graben, daß das Wasser ablaufen kann.“ „Das wirst du nicht tun. Bis morgen Mittag wirst du hier einen Graben durch den Sandberg ziehen. Aber so breit, daß ich nicht mit meinem Pferde darüber springen kann. Sonst setzt es hundert mit der Reitpeitsche.“

Der Bauer warf sich dem Herrn zu Füßen und bat, ihm doch diese Arbeit zu erlassen. Denn es sei unmöglich, allein und in der kurzen Zeit einen solchen breiten Graben durch den Berg zu ziehen. „Ach was, steh auf, sonst überreit' ich dich!“ schrie der Herr, über den Widerspruch erbost. „Aber ich rate dir gut, daß du bis morgen zu Mittag den Auftrag ausführst, sonst gehts dir schlecht!“

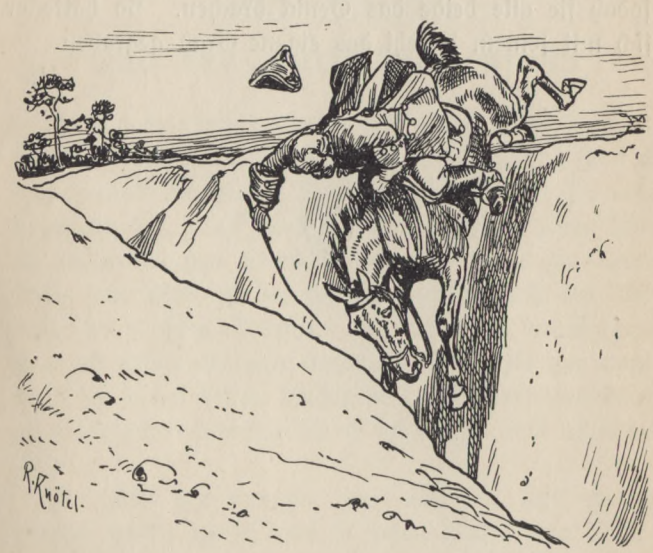
Das arme Bäuerlein setzte sich nun verzagt an den Hügel und begann bitterlich zu weinen. Ach, gegen den Herrn konnte ihm niemand beistehen und die Arbeit auszuführen, die er verlangte, war auch unmöglich.

Da sollte ihm unerwartet Hilfe in der Not werden. Denn plötzlich stand ein winzigkleines Männlein vor ihm und fragte, was ihm fehle. Dem klagte der Bauer nun sein Leid. „Ich will dir wohl helfen, aber du mußt mir gehorchen,“ sprach es. „Leg dich platt an die Erde mit dem Gesicht nach unten, aber rühr dich um keinen Preis, und sieh nicht auf, was du auch hören mögest.“ Getröstet tat der Bauer, wie ihm geheißen, legte sich platt mit dem Gesicht auf die Erde und rührte sich nicht.

Bald hörte er ein Raunen und Huschen, ein Stampfen und Traben, daß ihm der Kopf brummte, aber er regte sich nicht und sah nicht auf. Da als geraume Zeit verflossen war, stieß ihn das kleine Männlein an.

Der Bauer stand auf und traute seinen Augen kaum, denn durch den ganzen Sandberg zog sich ein breiter Graben, so breit, daß es auch dem geschicktesten Reiter mit dem besten Pferde nicht möglich gewesen wäre, darüber wegzuspringen.

Gerührt wollte er seinem Helfer, dem kleinen Männlein, danken. Aber das war verschwunden, und nirgends



mehr eine Spur von ihm zu sehen. Glücklich und dankbar ging der Bauer nun nach Haus und zur Ruh. Als am nächsten Mittag der Herr angeritten kam, sah er schon von weitem, daß da ein Graben durch den Sandhügel gegraben war. Wie breit er aber war, konnte er von ferne nicht ermessen. Er dachte, das müßte doch nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, wenn der

Bauer wirklich allein imstande gewesen wäre, den Graben so breit zu machen, daß er mit dem Pferde nicht hinüber käme.

So gab er denn seinem Tier die Sporen und trieb es mit allen Mitteln an, über den Graben zu setzen. Das Pferd sprang, aber der Graben war zu breit. Das Tier stürzte in die Tiefe und riß seinen Reiter mit, sodaß sie alle beide das Genick brachen. So hatte er sich mit seinem Befehl das eigene Grab gegraben.

H.

Die Sibylle und der Fürst Lichtenstein

In einem uralten Turme mit dicken, dicken Mauern sitzt die Sibylle. Bis zum jüngsten Tage muß sie hier weilen und die vielen Sünden abbüßen, die sie einst begangen hat. Alle hundert Jahre macht sie einen Stich an ihrem weißen Sterbehemde, und wenn sie damit fertig sein wird, ist der jüngste Tag da, und die Welt wird in großem Jammer und Schrecken untergehen. Wie das geschehen wird, das weiß die Sibylle gar wohl; denn sie schaut hellen Blickes in die Zukunft und kennt aller Menschen Schicksal bis an ihr seliges oder unseliges Ende.

Da hätte gar mancher gern erfahren, wie es ihm dereinst gehen werde, und ist kecken Mutes zum Turme der Seherin gezogen. Aber viele sind voll Schrecken umgedreht, als sie zu ihm kamen und durch die schmalen Fenster all die Ungeheuer in seinen unteren Räumen sahen, als da sind Molche, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und anderes mehr. Der eine und andere aber ist doch hineingegangen und bis zur Sibylle vorgedrungen. Die hat ihm dann geweissagt, daß er bald sterben müsse, und richtig, wenn er unten wieder bei den Untieren

ankam, da haben sich alle auf ihn geworfen und haben ihn gar elendiglich zerfleischt.

Lebend ist nur einer zurückgekommen; das war ein Fürst Lichtenstein. Der schritt eines Tages kühnlich durch alle die Ungeheuer hindurch, die unten im Turme lagen, dann trat er vor die Sibylle und sprach: „Sag an, wie es mir ergehen wird!" Was ihm das Weib gesagt, das hat niemand von ihm erfahren, aber vom baldigen Tode hat sie ihm nicht gesprochen.

Der Ritter hatte nämlich ein Seil in seinem Wamse, und da er die Ungeheuer fürchtete, so machte er das Seil oben an einem Fenster fest und ließ sich daran hinab. Unten stand sein treues Pferd und wartete des Herrn. Im Nu war er im Sattel, und dahin gings, hast du nicht gesehen, siehst du! Und es war die höchste Zeit. Denn die Ungeheuer im Turme waren ergrimmt, daß ihnen das Menschenfleisch entgehen sollte, und wie das wilde Heer waren sie nun hinter dem Reiter her, auf ihren Füßen auf der Erde, mit ihren Flügeln hoch durch die Luft.

Der Fürst hatte gewußt, daß nur schnelle Flucht ihn aus dem Reiche der Sibylle retten könne. Deshalb hatte er alle zehn Meilen von deren Grenzen aus ein Pferd stehen lassen. Zehn Meilen war er nun geritten, da brach sein Tier schnaufend und mit Schweiß bedeckt, sterbend unter ihm zusammen. Sofort war der Fürst auf dem frischen Pferde, und fort ging's in wilder Flucht. Wieder stürzte das Pferd nach zehn Meilen zusammen, und so dauerte es fort bis an die Grenze des Reiches der Sibylle. Von all den Ungetümen war dem Fürsten eine Schildkröte mit gewaltigen Flügeln am nächsten

geblieben. Jetzt schwebte sie über ihm — er schien verloren, da auch das letzte Pferd tot niederstürzte. Aber eben hatte er die Grenze erreicht. Da hatten die Sibylle und ihre unholden Gefährten aus dem Turme keine Gewalt mehr über ihn. Matt und müde ließ sich die Schildkröte auf die Schulter des Fürsten nieder, so daß er sie ergreifen und mit sich nach Hause nehmen konnte.

Ueber der Kirchentür von Kreuzendorf, wo der Fürst Lichtenstein gelebt hatte, ist ein altes, verwittertes Steinbild eingemauert. Was es eigentlich bedeutet, weiß niemand genau; viele aber meinen, es sei eine Nachbildung der Schildkröte, die damals der Fürst wie einen zahmen Jagdfalken nach dem furchtbaren Ritte mit sich gebracht hatte. P.



Die drei Knechte

Ein Bauer hatte sein Feld dicht an dem Berge der Zenismännchen. Einst schickte er seinen Knecht dahin und hieß ihn die Weizenstoppel umpflügen.

Dieser Knecht aber war mehr fürs Essen als fürs Arbeiten. Schon nachdem er die erste Furche gezogen, mußte er sich durchaus ausruhen. Seufzend und ächzend griff er dann

endlich wieder zum Pflug. Aber es ging ihm garnicht von der Hand. Viel Freude hätte der Bauersmann auch nicht an den flachen Furchen gehabt, wenn er sie gesehen hätte. Immer horchte der Knecht zwischendurch, ob es denn noch nicht zu Mittag läute. Da endlich ertönte das Mittagsglöcklein. Nun kam gleich Leben in den Faulenzer.

Schnell spannte er die Pferde aus, ließ den Pflug stehen, wo er gerade gepflügt hatte, und machte es wie die Pferde, wenn sie zur Krippe sollen. Er ging viel schneller heim, als er an die Arbeit gegangen war.

Als er an dem Eingang des Berges vorbeikam, hörte er von dort ein Geräusch, als ob man einen Backtrog auskratzte. Da rief er übermütig: „Na, ihr dummen Zenismännlein, wenn ihr Kuchen backt, backt für mich auch einen mit!“

Als er nachmittags langsam und verdrossen aufs Feld zu seiner Arbeit zurückkehrte, sah er richtig auf dem Pflug einen schönen, frischen Streuselkuchen liegen. „Ihr wollt mich wohl vergiften, ihr schlechten Kerle!“ schrie er, „von eurem kleistrigen Zeuge mag ein andrer fressen.“ Sprachs, nahm den Kuchen, warf ihn auf die Erde und stieß ihn mit dem Fuß in die Furche gerade vor die Pflugschar.

Dann trieb er die Pferde an, damit der Kuchen zermalmt und in die Erde hineingestampft werde. Aber als er an die Stelle kam, gab es der Pflugschar einen Ruck, und die Pferde kamen nicht vorwärts.

Fluchend bückte sich der Knecht, um zu sehen, was schuld wäre. Da sah er, daß der Kuchen sich in einen

großen Stein verwandelt hatte, den man nicht rücken und rühren konnte. Wütend trieb er die Pferde an, schlug sie mit der Peitsche und schimpfte. Aber die armen Pferde kamen nicht weiter. Da, als er sie mit aller Gewalt vorwärts bringen wollte, krachte es, und der Pflug zerbrach. Mißmutig trollte er sich nun nach Haus. Der Bauer, der ohnehin nicht mit ihm zufrieden war, schickte ihn so bald als möglich aus dem Dienst. Der Knecht soll später an der russischen Grenze durch Kosaken umgekommen sein.

Nun nahm der Bauer einen neuen Knecht. Der riß sich bei der Arbeit auch gerade kein Bein aus, wie man so zu sagen pflegt. Aber er tat seine Schuldigkeit schlecht und recht, daß es eben noch gerade anging. Auch dieser Knecht hörte nun zur Mittagszeit die Zenismännchen ihren Backtrog auskratzen. Da bat er ganz manierlich: „Ihr kleinen Wichte, wenn ihr Kuchen backt, laßt mich nicht leer ausgehen."

Mit diesen Worten ging er vom Felde dem Bauernhofe zu, wo er zur Mittagszeit ankam. Als er nun nachmittags wieder auf dem Wege nach dem Felde war, dachte er, ob wohl die Zenismännlein einen Kuchen für mich mitgebacken haben?

Richtig, wie er hinkommt, liegt da ein noch warmer, herrlich duftender Kuchen.

Den will ich mir zur Vesper sparen, dachte er sich, dann habe ich mehr Ruhe dazu. Als nun die Vesperzeit gekommen war, fing er an, den Kuchen zu essen. Hei, der schmeckte prächtig. Er konnte garnicht aufhören, so mundete ihm der Kuchen. So aß er denn und aß, bis der ganze Kuchen verzehrt war.

Wie er aber Feierabend machte und nach Haus kam, wurde er so krank, wie er noch in seinem ganzen Leben nicht gewesen. Er bekam schreckliches Leibweh und schrie, der Bader solle kommen, er hätte einen Stein im Magen.

Der Bader kam, ließ sich vom Knecht erzählen, was er gegessen hatte, und sagte: „Ja, den ganzen frischbackenen Kuchen hättet ihr nicht auf einmal aufessen sollen. Nun hat er sich im Magen zu Blei verwandelt." Er verordnete dem Knechte einen Tee, der das Blei wieder auflösen sollte. Nachdem der ihn fleißig getrunken hatte, wurde er auch wirklich wieder gesund. Aber er mochte nicht in der Gegend bleiben. Denn er fürchtete sich, daß ihm die Zenismännlein noch einmal einen solchen Schabernack antun könnten. So sagte er denn dem Bauern den Dienst auf. Dem blieb nun nichts übrig, als sich nach einem dritten Knecht umzusehen. Diesmal hatte er Glück. Der neue Knecht ging fröhlich an jede Arbeit. Singend begab er sich auf den Weizenacker, um ihn endlich fertig zu pflügen. Ehe er sichs versah, war Mittag herangekommen. Wie er sich nun zum Heimgange rüstet, hört auch er die Zwerge ihren Backtrog auskratzen. „Ihr lieben Männlein", rief er, „vergeßt mich nicht beim Kuchenbacken!"

Als er nun nach dem Essen eilig wieder an seine Arbeit wollte, da lag richtig auf dem Pfluge wieder der prächtigste Streuselkuchen. Er freute sich herzlich. Aber allein wollte er den ganzen, großen Kuchen nicht essen. Er hatte im Dorfe noch sein altes Mütterlein, dem er immer von seinem Lohne abgab. Der Mutter wollte er auch den Kuchen bringen.

Fröhlich ging er nun wieder an die Arbeit, die ihm noch einmal so schnell von der Hand ging. Bei Sonnenuntergang war er mit dem Umpflügen fertig und eilte nun, ein lustiges Liedchen pfeifend, zufrieden dem Dorfe zu. Nach Feierabend machte er sich gleich auf den Weg zu seiner Mutter. Wie staunte die alte Frau, als er ihr den herrlichen Kuchen auf den Tisch legte. Als er nun gar erzählte, daß die Fenismännlein die gütigen Geber seien, da schlug das Mütterlein vor Staunen die Hände zusammen. „Ne, ne, die Freude, die Ehre!“ stammelte sie.

Es tat ihr ordentlich leid, den Kuchen anzuschneiden. Aber ihr Sohn sagte: „Ne, Mutter, darauf habe ich mich schon den halben Tag gefreut, den Kuchen mit Euch zusammen zu essen. Gebt das Messer her.“ Und schnell langte er nach dem großen Brotmesser und tat einen tüchtigen Schnitt. Da klirrte es so eigentümlich, und wie sie genau hinsahen, da war der ganze Streuselkuchen in pures Gold verwandelt.

Nun kannte das Glück und die Freude der Mutter keine Grenzen. Sie weinte Freudentränen und segnete die Fenismännlein und ihre Güte. Sie und ihr Sohn lebten nun glücklich und in Freuden. Alle Sorgen waren von ihnen genommen. Und noch die Kinder und Kindeskinder gedachten dankbaren Herzens der wohltätigen Fenismännlein. H.

Das Haus des Berggeistes

In einer Kohlengrube bei Beuthen arbeitete einst ein Bergmann ganz allein vor Ort. Als er einmal einen Augenblick Ruhepause machte, hörte er Schritte und sah einen Mann auf sich zukommen; den hielt er für den Steiger. Wie der aber ganz nahe herangetreten war, da merkte der Bergmann, daß er niemand anders als den Skarbnik, den Berggeist, vor sich habe. Da wäre manchem Bergmann das Herz in die Hosen gefallen. Unser Häuer aber zeigte Mut und sprach: „Wo wohnst du denn?“ Und der Berggeist war nicht unfreundlich, sondern sagte: „In dem unterirdischen Gange des Steigerhauses.“ Das verwunderte den Gesellen gar sehr, und er fragte weiter, wo denn das wäre. Da sagte der Berggeist: „Komm mit, ich werde es dir zeigen.“

Das ließ sich der Häuer nicht zweimal sagen und ging dem Berggeiste nach. Der führte ihn denn durch lange, lange Stollen auf- und abwärts, so daß der Häuer staunte; denn so groß war die Grube gar nicht, auf der er angelegt war. Und immer weiter führte ihn der Geist. Da kamen sie endlich an ein Haus,

das glitzte und glänzte schon von weiten; denn durch seine Wände gingen Adern von lauterem Golde hindurch. Der Bergmann dachte, wenn du die Keilhacke hier hineinhauen könntest, dann wärst du reich für ein langes Leben und brauchtest nicht mehr in die Grube zu fahren bis an dein Ende, wo du zum letztenmal doch hinein mußt wie alle Menschen. Aber er mußte weiter. Da kamen sie zu einem Springbrunnen, der war gar herrlich anzusehen. Denn es war kein Wasser, das aus ihm emporspritzte, sondern flüssiges Gold. Wenn es aber in die Schale des Springbrunnens zurückfiel, dann wurde es zu lauter Goldklumpen. Da konnte sich der Knappe nicht halten, und wie der Berggeist ihm den Rücken drehte und wieder voranschritt, da griff er eilig mit beiden Händen in die Schale und steckte kleine Goldklumpen, soviel er fassen konnte, in seine Rocktasche.

Endlich gelangten sie an einen Teich, auf dem schwamm ein gar großer Fisch. Auch den betrachtete er verwundert. Hatte er doch gar nicht gewußt, was für Wunder die Grube enthielt. Als sie dann weiter schritten, verschwand auf einmal der Berggeist zum Schrecken des Häuers. Doch fand dieser endlich durch einen alten, verlassenen Stollen einen Ausweg zur Oberwelt, und er sah, daß er in der Nähe seines Heimatsortes war. Schnell machte er sich auf die Sohlen und stand bald in seiner Hütte. Da gab es ein großes Freuen bei Frau und Kindern. Drei Tage waren es her, daß er von der Schicht nicht nach Hause gekommen war, und sie alle hatten gewaltige Angst um ihn ausgestanden, da auch keiner seiner Kameraden wußte, was mit ihm geschehen war.

Nun war die Freude um so größer. Und sie wuchs noch, als er das Gold aus der Tasche nahm und auf die Tischplatte legte. War bisher manchmal Schmalhans Küchenmeister gewesen, so war das von jetzt ab anders. Denn nun hatten sie genug für alle Zeit. P.



Der Jungfernkranz an der Kirchmauer

Vor vielen, vielen Jahren lebte in Lubetzko eine arme Waise, namens Jadwiga. Zeitig schon hatte sie beide Eltern verloren. So wäre sie ganz mutterseelenallein gewesen, hätte nicht eine Tante sie zu sich genommen. Aber diese Tante war selbst sehr arm und mußte sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren. So hielt sie denn auch Jadwiga zeitig zu fleißiger Arbeit an. Trotzdem mußten sie oft hungrig zu Bett.

So wuchs das Mädchen unter Entbehrungen auf. Aber sie wurde von Tag zu Tag schöner. Doch dies nicht allein. Sie war auch ein braves und tugendhaftes Mädchen, wie es weithin kein braveres geben konnte.

Das sahen denn auch die jungen Burschen am Ort. Da gab es manchen unter ihnen, der dem schmucken Mädel nachsah, wenn es so züchtig und still seines Weges dahinging. Manch einer wagte auch, sie anzusprechen und zum Tanze einzuladen. Sie aber sagte, das schicke sich nicht für sie. Auch habe sie kein Festgewand, um zum Tanze zu gehen.

Ja, gern hatten die Burschen sie alle, aber heiraten — dazu war sie doch zu arm. So blutarm, daß sie dem

Manne einmal nichts zubrachte, als ihre Schönheit und ihre Tugend. Damit aber sind die Männer selten zufrieden.

Da war aber doch einer, der dachte Tag und Nacht an nichts, als wie er Jadwiga zu seiner Frau machen könnte. Es war der reiche Müllerssohn aus Pitrochau, der leicht jede hätte haben können; denn er war nicht nur ein stattlicher Bursch und gut, er hatte auch viel Geld und sollte die Mühle von seinem Vater übernehmen, damit dieser sich aufs Altenteil setzen konnte. Dazu brauchte der junge Mann aber eine Frau. Denn allein konnte er das große Anwesen nicht bewirtschaften.

Wenn er zum Tanze kam, da reckten die Mädel alle ihre Hälse. Tanzte er mit einer mehreremale hintereinander, so blähte sich die stolz wie ein Pfau und glaubte schon, sie hätte gewonnen Spiel. Die anderen aber gönnten ihr das nicht und suchten ihrerseits ihn anzulocken. Die einzige, die niemals absichtlich seinen Weg kreuzte, ihn nie von selbst anrief, nur bescheiden aber freundlich antwortete, wenn er sie ansprach, das war Jadwiga.

Aber gerade das gefiel ihm. Das laute und dreiste Wesen der anderen stieß ihn ab, das sittsame Benehmen der schönen Jadwiga aber erregte sein Wohlgefallen. So stand er denn oft des Sonntags an ihrem Fenster. Oder er saß mit ihr im kleinen Garten vor dem Hause unterm Fliederstrauch.

Kaum aber hatten das die anderen bemerkt, da war ihr Aerger und ihr Neid groß. Keine sprach mehr ein freundliches Wort zu der armen Jadwiga. Sie ließen sie recht fühlen, welch ein Unterschied doch zwischen ihnen, den reichen Besitzerstöchtern, und dem armen

elternlosen Mädchen sei. Jadwiga aber, die schon so viel Schweres in Geduld ertragen, trug auch das ruhig und ohne Klagen.

Bald würde sich ja das Blatt wenden. Denn da ihr der Müllerssohn erklärt, sie und keine andere würde seine Frau, er warte nur noch auf eine Gelegenheit, es den Eltern zu sagen, war sie froh und voll Zuversicht.

War sie erst wirklich Frau Müllerin, dann würden auch die Leute anders mit ihr sein. Sie wollte es ihnen gewiß nicht nachtragen, daß sie jetzt so angefeindet wurde.

Aber ehe sie glücklich wurde, sollte sie noch eine harte Prüfung zu bestehen haben. Es war am Fronleichnamstage. Alle unbescholtenen Mädchen schickten sich an, in weißen Kleidern und mit grünen Kränzen auf dem Kopf an der Prozession teilzunehmen. Einer Anzahl der Jungfrauen wurde die Ehre zuteil, das Muttergottesbild zu tragen. Unter diesen war alljährlich auch Jadwiga. Als sie sich nun auch diesmal anschickte, das Bild mit anzufassen, da schrieen die anderen und wollten sie wegzerren. Sie sei nicht wert mitzugehen. Das arme Mädchen, so gänzlich schuldlos beschimpft, brach in bittre Tränen aus.

Da kam als Retter in der Not der alte Rektor, dessen liebste Schülerin Jadwiga gewesen. Er fragte, warum sie weinte, und die anderen Mädchen schrien nun alle durcheinander, sie dürfe nicht mitgehen, sie sei schlecht. Da sagte der Rektor: „Wenn jede von Euch so vor Gott bestehen kann wie Jadwiga, dann seid froh!"

Die anderen Mädchen hatten nun zu viel Respekt vor dem Rektor, um ihm zu widersprechen. Aber sein

Ausspruch reizte sie noch mehr. Zwar wagten sie jetzt nicht, Jadwiga fortzustoßen, desto mehr aber hatte sie von ihren bösen Zungen zu leiden. Unaufhörlich tuschelten und stichelten sie. Das arme Mädchen traute sich kaum, die Augen aufzuschlagen. Als sie nun mit der Pro-



zession zur Kirche zurückkamen und grade draußen am Presbyterium anlangten, da wo innen das Allerheiligste im Altar aufbewahrt wird, wurden die Mädchen so arg und dreist gegen das arme Kind, daß es sich nicht zu helfen wußte. Sie drohten, ihr den Kranz mit Gewalt vom Kopf zu reißen.

Da nahm Jadwiga selbst den Kranz von ihren Haaren, warf ihn an die Kirchmauer und rief: „So soll denn Gott mein Richter sein!“ Und siehe da! Der Kranz blieb haften und faßte Wurzel und grünte dort oben fort, bis es Winter wurde und er vertrocknete. Als aber das nächste Frühjahr kam, da fing er von neuem an zu grünen. So blieb er als dauerndes Zeugnis der Tugend dort oben lange, lange Zeit, bis dann der Mörtel der Mauer abfiel und mit ihm das entwurzelte Grün. Das Wunder aber verbreitete sich in der Gegend. Jeder erzählte es dem anderen: „Hast du es schon gehört, was heut passiert ist?“ So kam es auch zu den Ohren der reichen Müllersleute.

Und nun sagte der Sohn ihnen, dieses tugendhafte Mädchen, an dem Gott ein Wunder getan, sei seine auserwählte Braut. Da waren es die frommen und gottesfürchtigen alten Leute zufrieden.

Jadwiga zog nun bald als Herrin in die Mühle ein und war glücklich und gut bis an ihr Lebensende. H.

Das Weib des Wassermannes

In einem Dorfe in der Nähe von Katscher war alle drei Wochen Tanzmusik im Kretscham. Da gings lustig her; immer herum um die Säule, die in der Mitte des Gastzimmers die Balkendecke trug. Jedesmals kamen auch die drei hübschen Töchter eines Bauern. Zwei von ihnen fanden immer Tänzer. Die dritte aber mußte in der Ecke sitzen, weil niemand sie zum Tanze holte. Da war sie sehr traurig und wollte nie mehr in den Kretscham gehen. Wenn aber wieder Tanzmusik war, da konnte sie doch nicht zu Haus bleiben; sie hoffte immer wieder, daß doch ein Tänzer kommen und sie zur Polka auffordern würde, und wäre es auch der niedrigste Knecht aus dem Dorfe gewesen.

So saß sie denn einmal wieder in der Ecke und schien umsonst zu warten. Auf einmal aber stand ein stattlicher Mann vor ihr, den sie und alle anderen noch nie gesehen hatten. Der verbeugte sich gar artig vor ihr; da stand sie auf, und im nächsten Augenblicke tanzten beide durch den Saal. Das war eine große Freude für das Mädchen, und es wünschte, die Musik möchte nie aufhören, damit es nur immer so weiter dahinfliegen könnte. Die eine Schwester aber sah, daß dem Fremden

Wasser aus dem Aermel tropfte. Da wußte sie, daß es der Wassermann war.

Als die Musik mitten im Stück aufhörte, fragte der Wassermann das Mädchen, ob sie mit ihm gehen wolle.



Der war so wohl zu Mute, daß sie mit ihm bis an das Ende der Welt gegangen wäre. So traten denn die beiden aus dem heißen Zimmer in die schöne, klare Nacht hinaus und schritten weiter durch das ganze Dorf, bis sie an den Bach kamen. Als sie an seinem Ufer stehen blieben, nahm der Mann das Mädchen, und, ob sie wollte oder nicht, sie mußte mit ihm hinab in das kalte, kalte Wasser. So wurde sie des Wassermanns Weib.

Wohin die beiden gegangen waren, hatte niemand gesehen. Als die beiden Mädchen ohne die Schwester nach Hause gekommen waren und erzählten, daß sie mit einem fremden Mann, der der Wassermann gewesen sei, weggegangen war, da war großes Herzeleid daheim. Vergebens suchten die Eltern und

mit ihnen das ganze Dorf nach dem Mädchen. Es war und blieb verschwunden.

Jahre vergingen. Es war eines Sonntags. Die Glocken hatten feierlich vom Turm herab zum Gottesdienste gerufen, und nun kniete die Gemeinde andächtig vor dem Altar und betete, während der Pfarrer das Hochamt feierte. Auch Vater und Mutter des verschwundenen Mädchen knieten in ihrer Bank und beteten für deren Seelenheil, wie sie es Tag für Tag getan hatten. Als der Vater einmal aufschaute, wollte er seinen Augen nicht trauen, denn da schritt durch den Mittelgang der Kirche das verschwundene Mädchen und sah ihn mit feuchten Augen gar traurig an. In den Armen aber trug sie ein kleines Kindchen, das sah ganz naß aus, als wäre es aus dem Wasser gezogen. Der Alte konnte kaum erwarten, daß der Gottesdienst zu Ende war. Dann ging er mit seiner Frau schnell hinaus und blieb an der Tür stehen, bis seine Tochter heraustrat. Die mußte nun mit nach Haus gehen, und es war ein großes Fragen, wo sie so lange gewesen und wie es ihr ergangen sei. Es dauerte nicht lange, so ging die Tür auf, und der Wassermann trat herein. Rasch ging er auf seine Frau zu, riß ihr das Kind aus dem Arm und wollte es zerteilen, daß die eine Hälfte ihm, die andere seinem Weibe bliebe. Wie die aber sah, daß er das Messer nahm, während das nasse Kind laut schrie, da stürzte sie auf ihren Mann zu und rief: „Ehe ich mir mein Kind zerstückeln lasse, will ich lieber ein Wasserweib bleiben!"

Bei diesen Worten schritt der Wassermann zur Tür hinaus, seine Frau aber folgte ihm eilig mit dem Kinde. Wo sie gegangen waren, stand der Fußboden voll Wasser. Niemand hat sie wiedergesehen. P.

Das Kind als Retter

Ein Bergmann ging einst an einem alten verfallenen Stollen vorbei, in dem schon lange nicht gearbeitet wurde. Er mußte daran denken, daß die Leute erzählten, dort laufe ein Pferd herum, das jeden totschlage, der sich ihm nahte.

Er war müde und setzte sich auf einen alten Balken, der da lag, um etwas auszuruhen. Auf einmal hörte er im Stollen zwei Männer sich streiten. Deutlich unterschied er zwei Stimmen und verstand auch, um was es sich handelte.

Der eine der Streitenden mußte ein Steiger sein, der andere ein Bergmann. Der Steiger drohte dem Bergmann, es solle ihm teuer zu stehen kommen, daß er ihn geschlagen. Denn er wollte ihn verklagen; da würde er bestraft werden und außerdem seine Stelle verlieren; dafür würde er, der Steiger schon sorgen.

Der Bergmann aber lachte höhnisch und sagte, ihm sei nun alles gleich. Er hätte doch genug ausgehalten, und nun hätte der Steiger wenigstens auch seinen Denkzettel bekommen. Uebrigens sollte der ihn nur verklagen. Er habe ja doch keinen Zeugen. Der erste Bergmann, der draußen auf dem Balken saß, stand nun neugierig auf und näherte sich dem verfallenen Stollen.

Er hätte gar zu gern gewußt, wer eigentlich die beiden streitenden Personen wären. Darum wollte er sich in den

Eingang des Stollens wagen. Plötzlich sah er ein kleines Kind vor sich stehen. Als er näher zusah, war es sein eigenes. Das sagte: „Vater, komm schnell nach Haus!" Der Bergmann erschrak gewaltig, denn er dachte, seiner Frau sei ein Unglück zugestoßen oder sonst etwas Schlimmes passiert.

Darum lief er, so schnell er konnte, nach Haus. Als er atemlos in die Stube eintrat, traf er die Frau mit der Zubereitung des Abendbrotes beschäftigt. Sein Kind aber lag ruhig in dem Bettchen und schlief tief und fest.

Jetzt erzählte er seiner Frau, was sich zugetragen. Sie war ebenso verwundert als er. Denn das Kind schlief schon lange und hatte sich seit dem Einbrechen der Dunkelheit nicht aus der Stube entfernt.

Am andern Tage, als er wieder zur Arbeit ging, erfuhr er, daß der alte Stollen zur selben Stunde eingestürzt war, als ihn das Kind gerufen hatte.

Er betete still ein Vaterunser und dankte Gott und der hl. Barbara, die ihn so gnädig bewahrt hatten. H.



Der Räuberhauptmann Koziol

In der Stadt Kosel erhebt sich an der einen Ecke ein alter, düsterer Bau. Die Leute nennen es das alte Schloß. Darin hauste vor vielen, vielen Jahrhunderten ein Mann mit Namen Koziol. Der war weit und breit gefürchtet im ganzen Lande. Denn er war ein gar schlimmer Räuberhauptmann. Wenn er durch seine Spione gehört hatte, daß ein Warenzug fremder Kaufleute in der Nähe des Schlosses vorüberziehen werde, so legte er sich mit seinen wilden Spießgesellen in den Hinterhalt. Und wehe dann den Unglücklichen, wenn sie an diese Stelle kamen! Dann stürzten die Unholde aus ihrem Versteck hervor und töteten alle, die sich zu widersetzen wagten. Die übrigen aber wurden in die kalten und finsteren Keller des Räuberschlosses gebracht und mußten dort in Kummer und Not liegen, bis ihre Verwandten und Freunde erfuhren, wo sie waren, und sie gegen hohes Lösegeld loskauften. Mancher aber ist dort vor Kälte und Hunger elend gestorben.

Auch die in der Gegend liegenden Dörfer und Städte hatten viel von Koziol zu leiden, und die Leute bekreuzten sich, wenn sie seinen Namen hörten, als ob er der leibhaftige Teufel wäre.

Die Untaten des Räuberhauptmanns kamen auch zu den Ohren des Kaisers, und ihm taten die armen Opfer des Unholds bitter leid. Deshalb setzte er eine hohe Belohnung für den aus, der ihm Koziol, tot oder lebendig, brächte. Aber niemand wagte das Geld zu verdienen; denn sie fürchteten blutige Rache, wenn das Unternehmen mißglückte. Sie wußten ja viele Geschichten zu erzählen, wie er mit seinen Feinden umgegangen war und sie grausam zu Tode gemartert hatte.

Nun hatte Koziol einen Bruder, der war kaiserlicher Offizier und stand in hohem Ansehen bei jedermann. Den jammerte die Not und Angst des Volkes, und er beschloß, es von seinem Bruder zu befreien.

Aber er wollte auch nicht, daß dieser sein Leben am Galgen oder unter dem Schwerte des Scharfrichters lasse und so neue Schande über die Familie brächte. Lieber wollte er selbst Hand an ihn legen. Deshalb machte er sich eines Tages auf den Weg und kam in das Raubschloß, als wollte er seinen Bruder nur besuchen. Der nahm ihn auch freundlich auf und ließ aus Küche und Keller alles zusammen bringen, was dem Menschen gut schmeckt. Als sie genug gegessen und getrunken hatten, stiegen beide auf den Turm des Schlosses, um die schöne Aussicht zu genießen. Unten floß ein Bach vorbei. Da tat der Offizier so, als ob er einen großen Fisch sähe, und zeigte ihn seinem schlimmen Bruder. Der beugte sich nun tief über die Zinnen hinab, um das Tier auch zu betrachten. In demselben Augenblicke aber ergriff ihn der Offizier beim Halse und stieß ihn in die Tiefe hinab. Da mußte der Räuber



elendiglich im Wasser umkommen.

So war die Welt von ihm für immer befreit. Aber noch bis heutigen Tages erzählen sich die Leute von dem grausamen Koziol. Sie wissen auch zu berichten von den ungeheuren Schätzen, die er an verschiedenen Stellen vergraben hat. Als die Franzosen vor hundert Jahren die Festung Kosel belagerten, sollen einmal ein paar Schweine blankes Geld aus der Erde gewühlt haben. Das kam von den Schätzen des Räuberhauptmanns her. Manche wollen bei einer alten Esche in finsterer Nacht eine kleine blaue Flamme gesehen haben. Die schwebt über den Stellen, wo die Schätze vergraben liegen, aber niemand hat sie bisher gehoben. Wenn einmal ein frommer

Mensch käme und es gelänge ihm, ein Gebetbuch in die Flamme zu werfen, der würde die Reichtümer finden und würde ein reicher Mann sein sein ganzes Leben lang.

P.



Der starke Hans

Eine Mutter hatte einen Sohn, den sie sieben Jahre nährte. Denn sie hatte ihn so lieb, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn abzusetzen. Der Junge wurde nun davon so stark, daß er kleinere Fichten und Tannen schon mit vier Jahren aus der Erde riß. Mit sieben Jahren aber konnte er die stärksten Buchen entwurzeln. Mit seinen Kräften wuchs aber auch sein Hunger. So schickten ihn denn die Eltern aus dem Haus, damit er sich selbst durch seiner Hände Arbeit ernähre.

Er trat also bei einem Bauern als Knecht ein. Er verlangte keinen Lohn, bloß die Kost. Außerdem aber bedingte er sich aus, daß er bei seinem Fortgange aus dem Dienst sich soviel mitnehmen könne, als er auf seinen Schultern ertrüge. Der Bauer war es zufrieden. Als der Hans antrat, hatte die Bäuerin gerade frisches Brot gebacken. Der Bauer schickte nun den neuen Knecht mit dem Brote auf den Boden. Zur Mittagszeit sandte er ihn wieder hinauf, um ein Brot zu holen. Hans kam ohne Brot zurück. „Da oben ist keins!" sagte er dem Bauern. „Aber du hast es doch selbst hinaufgetragen, so mußt du auch wissen, wo es liegt." „Ja wenn ihr nicht mehr Brot habt als dieses, das habe ich aufgegessen." Dem Bauern wurde doch ein wenig Angst vor dem starken Esser. Aber er dachte bei sich: Will mal erst sehen, ob er so arbeitet, wie er ißt.

Nachmittags schickte er Hans mit einem Tagelöhner und zwei Knechten nach der Scheune zum Dreschen. Der Tagelöhner stieg hinauf und warf die Garben auf die Tenne. Die anderen sollten sie zum Dreschen ausbreiten. Hans nahm aber eine Garbe, schlug sie einmal an die Wand, und wie Hagel prasselten die Körner nieder auf die Tenne, kein einziges blieb an den Aehren. Nun nahm er eine zweite Garbe und machte es ebenso. Und so fort, eine nach der anderen. Das Stroh warf er vor die Scheune. Der Bauer wunderte sich, daß man das Schlagen der Dreschflegel nicht höre, und ging nach der Scheune, um nach dem Rechten zu sehen.

Da sah er schon beim Kommen die vielen ausgedroschenen Garben liegen. Er prüfte das Stroh und sah, daß gut gedroschen worden war. Nun sollte das Korn

in den Speicher geschafft werden. Der Bauer wollte dem Knecht dabei helfen. Hans aber ließ sich eine große Bettzüche geben, schüttete die Körner herein und hob sie mit Leichtigkeit auf die Schulter.

Als er heraus kam, waren dort im Freien die Kühe des Bauern und ein stößiger Stier, der besonders die Fremden nicht leiden mochte. Der fing an zu brummen, als Hans daher kam, und als dieser ihn noch neckte, stieß der Stier die Hörnerspitzen an den Boden, um auf den neuen Knecht zu stürzen. Hans aber lachte, faßte das wütende Tier bei den Hörnern und stieg mit ihm die Stiege zum Kornspeicher hinauf. Dort angekommen, warf er den Stier auf das Dach, daß das arme Tier in den Hof purzelte und den ganzen Dachflügel mit herabriß.

Dem Bauern, der dies mit angesehen, wurde angst und bange. Heute wars der Stier, dachte er, morgen könntest du es sein. Mußt sehen, wie du den starken Hans auf gute Manier los wirst.

Nun gab es aber in einiger Entfernung eine Teufelsmühle. Dorthin schickte an einem der nächsten Tage der Bauer seinen Knecht. Er hoffte, mit den Teufeln würde der Hans auch anbandeln und dabei doch den kürzeren ziehen.

Er gab ihm einen Sack Sand mit und befahl ihm, den in der Mühle mahlen zu lassen. Als Hans in der Teufelsmühle ankam, saßen gerade alle dreizehn Teufel, die dort hausten, beisammen und spielten Karten. Wütend schimpften sie auf Hans, daß er sie beim Spiel störe. Als er bat, ihm den Inhalt des Sackes zu mahlen, sagte ihm der Oberste der Teufel, er bekäme nur gemahlen, wenn er stärker wäre als jeder von ihnen.

Er packte nun einen schweren Eisenhammer, wie ihn die Steinschläger zum Zerklopfen der Steine brauchen, mit beiden Händen und warf ihn in die Höhe.

Hans aber nahm den Schlägel zwischen zwei Finger und warf ihn noch höher. Dann kam ein zweiter noch stärkerer Teufel und warf den Schlägel so hoch er konnte. Aber auch diesen übertraf Hans. Da sahen die anderen Teufel, daß sie auch nichts gegen ihn ausrichten würden, und er bekam sein Fuder gemahlen.

Sofort machte er sich auf den Weg nach dem Bauernhofe. Der Bauer hatte schon gehofft, seinen starken Knecht los zu sein. Er machte deshalb gerade kein freundliches Gesicht, als er Hans wieder ankommen sah. Nun sann er auf ein anderes Mittel, ihn zu verderben. Er ließ ihn einen Brunnen graben, und als Hans zwei Klafter tief gegraben hatte, wälzte er mit seinem Weibe einen großen Stein heran und warf ihn dem Hans auf den Kopf. Der aber schleuderte den Stein mit großer Leichtigkeit wieder herauf. Dann rief er, sie sollten doch etwas auf die Hühner acht geben, daß sie nicht in seiner Nähe im Sande scharrten. Eben sei ihm ein Sandkorn auf den Kopf geflogen. Da nun der Bauer sah, daß er den Knecht so nicht los würde, kündigte er ihm den Dienst auf.

„Gut", sagte Hans, „aber du weißt, ich kann mir mitnehmen, was ich auf meinen zwei Schultern wegtragen kann."

Der Bauer mußte es zufrieden sein. Da nahm Hans das stärkste Pferd aus dem Stalle des Bauern und trug es auf den Schultern zu seiner Mutter Haus, wo er einige Zeit verblieb.

Bald darauf sah er sich nach einem neuen Dienst um. Auch diesmal machte er sich nur die Kost als Lohn aus. Aber, sagte er, wenn der Bauer mir den Dienst kündigt, dann muß er sich von mir eine Ohrfeige geben lassen. Das verlange ich anstatt jedes anderen Lohnes. Der Bauer war sehr geizig, deshalb ging er darauf ein. Als aber Hans einige Tage da war, begann der Bauer schon sein Versprechen zu bereuen, da er sah, welche Kräfte der neue Knecht hatte. Eines Tages schickte er ihn in den Wald um Holz. Als nun Hans eine Menge Bäume gefällt hatte, lud er sie auf den Wagen und wollte nach Haus fahren. Da sah er auf einmal einen kleinen grauen Vogel sich auf den Wagen setzen. Nun konnten die Ochsen keinen Schritt vorwärts, obwohl es bergab ging. Hans mochte rufen und schelten, soviel er wollte. Die Ochsen kamen nicht von der Stelle. Das kann nur ein Schabernack sein, den mir irgend ein Kobold spielt, dachte er. Dann machte er vor dem Wagen mit der Peitsche ein Kreuz, sammelte einige Reisigruten und legte sie in Form eines Andreaskreuzes hinter den Wagen. Sofort zogen die Ochsen an, und heidi, ging es bergab, bis sie an einen Kreuzweg gelangten. Da ging es auf einmal wieder nicht. Die Ochsen kamen nicht von der Stelle. Unser Hans, kurz entschlossen, faßte die Ochsen bei den Hörnern, lud sie auf den Wagen und spannte sich selber davor. So zog er den Wagen rüstig vorwärts. Dem Bauern, der ihn kommen sah, brummte der Kopf, da er an die Ohrfeige dachte, die er sich bei Hansens Weggang müßte von ihm geben lassen. Schnell sprang er hinzu und schloß die Tore, um den gefährlichen Knecht nicht erst hineinzulassen.

Als Hans sah, daß er nicht hinein konnte, warf er erst die Ochsen über das Tor und sprang dann selber nach. Der Bauer wäre ihn nun gern los geworden, aber er fürchtete sich zu sehr vor der Ohrfeige. Des andern Tags schickte er den Hans mit zwei Pferden auf den Acker zum Pflügen. Da Hans aber zu stark auf den Pflug drückte, konnten die Pferde nicht anziehen. Deshalb nahm er seinen Peitschenstiel und schlug beiden Pferden damit etwas herunter. Sofort fielen sie nieder und waren tot. Nun ließ sichs Hans nicht weiter kümmern, sondern pflügte den Acker ohne die Pferde und so gut, als es nur irgend ein anderer mit zwei Pferden getan hätte.

Jetzt hatte der Bauer aber genug. Um weiteres Unheil zu verhüten, befahl er dem gefürchteten Knechte anderen Tags zu Haus zu bleiben und das Mittagessen zu kochen, während alle anderen auf das Feld gingen.

Hans kochte nun das Essen. Als er aber gegen Mittag damit fertig war, wurde er so müde, daß er sich hinsetzen mußte, um etwas zu nicken. Da schlich auf einmal ein kleines graues Männlein heran und wollte ihm die Augen zudrücken. Flugs war er wieder munter und hatte seine Kräfte wieder. Er sprang auf, packte das Männlein und trug es in den Hof. Dort hängte er es an eine Birke. Gerade kam das Gesinde vom Felde zurück. Da zeigte Hans den anderen das graue Männlein. Nun zündeten alle zusammen ein Feuer an und verbrannten das Männlein. Auf einmal gab es einen großen Knall; man konnte vor Rauch nichts sehen. Der Hans aber stürzte tot zu Boden. Durch den Rauch aber schwang sich ein weißes Taubenpaar zum Himmel hinauf. H.



Die wunderbare Henne

Zu Hause war Kummer und Not. In der niederen kalten Stube saßen drei Kinder und weinten vor Hunger und weinten vor Sehnsucht nach der Mutter. Die hatte sich auf den Weg gemacht und klopfte an die Türen der reichen Bauernhäuser um eine milde Gabe an, aber alle wiesen sie weg. Traurig mußte sie sich auf den Heimweg machen und wurde noch immer trauriger, wenn sie ihrer armen frierenden und hungernden Kinder gedachte. Dabei fiel ein

gewaltiger Regen herab, so daß die arme Frau in ihrer geflickten Jacke und dem dünnen alten Kopftuch bitter fror.

Wie sie so dahinging, da sah sie auf einem Felde ein häßliches Huhn sitzen, das duckte sich tief in die Furche und war durch und durch naß. Das tat der Frau leid, sie hob es vom Boden auf und wickelte es in ihr Kopftuch.

Als sie sich ihrem Hause näherte, da hatten inzwischen die Kinder aus nassem Holze, das sie gesammelt, mit großer Mühe im Ofen Feuer gemacht und saßen da und wärmten sich. Wie sie nun die Schritte der Mutter hörten, liefen sie ihr entgegen und streckten ihre Hände bittend zu ihr aus. Sie konnte ihnen aber nichts geben, sondern zeigte ihnen nur die alte häßliche Henne und tröstete sie damit, daß auch das arme Tier Hunger habe und daß es wohl in der Nässe umgekommen wäre, wenn sie es nicht gefunden hätte. Da streichelten es die Kinder und vergaßen ein wenig ihres eigenen Hungers. Dann setzte die Mutter die Henne hinter den Ofen, damit sie sich dort erwärme, und achtete nicht weiter auf sie. Die Kinder aber brachte sie zu Bett, betete mit ihnen noch das Abendgebet und wartete, bis sie eingeschlafen waren. Dann ging sie selbst hungrig zu Bett.

Wie sie am nächsten Morgen aufwacht, da traut sie ihren Augen kaum; sie reibt sie noch einmal, weil sie denkt, sie träume. Denn siehe da, auf der Stubendiele lag ein Haufen Getreide, wirkliches, wahrhaftiges Getreide! Da war große Freude im Hause, als nun auch die Kinder erwachten und das Wunder sahen. Nun war alle Not zu Ende. Die Frau wußte gleich,

daß niemand anderes als die Henne ihr das große Glück beschert haben könne, weil sie sie voll Mitleid mit nach Hause genommen hatte. Der Vogel aber saß hinter dem Ofen wie eine gewöhnliche Henne und zwinkerte schläfrig mit den Augen.

Und wie es an diesem Morgen war, so geschah es Tag für Tag. Jeden Morgen fand die Frau einen Haufen Getreide vor und konnte den Kindern Brot und Semmeln backen, dann und wann auch ein Hörnchen oder ein paar Brezeln. Die Henne aber schenkte der Frau täglich das Getreide, weil sie so gut war und auch so sparsam, daß sie nichts Eßbares wegtrat. Da aber geschah es eines Tages, daß die Frau die übrig gebliebenen Reste eines Brotes den Schweinen zum Fressen hinwarf. In diesem Augenblicke war die Henne verschwunden und blieb verschwunden für immer. Und mit dem Getreideschenken war es nun auch vorbei. P.

Die Heldentaten des Matyssek

Es war einmal ein junger oberschlesischer Bauer. Dem gefiel es nicht mehr, hinter dem Pfluge zu gehen und dergleichen Arbeit zu tun.

Nun war wieder einmal Krieg im Lande. Da hatte er des öfteren gesehen, wie die Kriegsknechte immer viel Geld hatten, Wein tranken und Karten spielten und dem lieben Gott den Tag stahlen. Ein Gefecht aber hatte er noch nicht mit erlebt. Das gefiel ihm denn über die Maßen, und er gedachte auch solch lustiges Leben zu führen wie die Soldaten.

So ging er denn zu seinem Vater und sagte, er wolle in den Krieg ziehen. Das langweilige Leben daheim und die ewige Plagerei habe er nun satt.

Der Vater schimpfte, die Mutter weinte. Was halfs? Der Matyssek hatte es sich in den Kopf gesetzt, in den Krieg zu ziehen.

„Heult doch nicht, Mutter", sagte er, „wenn ich die Tasche voll Goldstücke nach Haus bringe, dann werdet ihr lachen. Und ihr, Vater, gebt euch auch zu gute besorgt mir ein Pferd und einen Säbel, daß ich losziehen, kann."

Nun dachte der Vater: will er nicht hören, so muß er fühlen. Wollen es schon so einrichten, daß er bald heimkommt.

So ging er denn ein Pferd für seinen Sohn holen. Aber wenn ein anderer beim Pferdehandel stets das Beste für sein Geld haben will, suchte hier der alte Bauer das älteste und lahmste Pferd, das er finden konnte.



Auch ein altes, rostiges Schwert bekam er in der Stadt zu kaufen. Es ging nur schwer aus der Scheide. Damit es aber noch schlechter herausginge, füllte sie der Bauer noch mit Salz.

„So, mein Söhnchen", sagte er mit betrübter Miene, „da du durchaus in den Krieg willst, habe ich dir einen flinken Gaul und ein schönes, blankes Schwert besorgt."

Der Bursche freute sich königlich. Hei, das sollte ein lustiges Leben werden!

Jung und alt im Dorfe lief zusammen, um den Matyssek ausreiten zu sehen. Er war aber noch nicht weit gekommen mit seinem lahmen Gaul, da stand der an einer großen Wasserlache still, wollte nicht vorbei und nicht darüber weg, und als ihm der Reiter die Sporen gab — o weh! Platsch! Legte sich der Gaul samt dem Reiter in die schmutzige Pfütze.

Der tapfere Bursche schimpfte nun gewaltig, reinigte sein schönes neues Wams, so gut es ging, vom Schmutz und zog zu Fuß weiter. Das Pferd mußte er hinter sich her ziehen.

So kam er nach ein paar Stunden mühsamen Wanderns zu einem Wirtshaus. Das Schankmädchen lachte ihn aus, und als er Essen und Trinken bestellte, ließ sie ihn über die Gebühr lange warten. Dann bat er um ein Nachtlager. Das Mädchen sagte, es gäbe keines. Da fiel ihm ein, daß ein richtiger Soldat doch dem Mädchen ein Küßchen rauben müßte. Flugs wollte er sie umarmen und gedachte sie dadurch auch freundlicher zu stimmen. Doch da kam er an die Unrichtige. Sie griff nach dem Feuerhaken und prügelte ihn dermaßen, daß er verkehrt zur Tür hinausflog.

So mußte denn der arme Kerl weiter wandern, immer zu Fuß. Das Schwert drückte ihn gewaltig, denn es war mächtig groß. Der Weg war schlecht und im Dunkeln schwer zu gehen. Dazu quälten ihn Hunger, Durst und Müdigkeit.

Hätte ich das gewußt, wäre ich lieber daheim bei der Mutter geblieben, dachte er sich. Endlich kam

er wieder an eine Schenke. Da drinnen ging es ziemlich laut zu. An einem Tische saßen zwei Kartenspieler, die fluchten und wetterten und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch.

Ei, die machens beinah wie die richtigen Soldaten, dachte unser Bauernbursche, will mal sehen, ob ich ihnen nicht was abgucken kann. Er setzte sich mit an den Tisch und sah dem Spiel der beiden eine Weile still zu. Dann aber ritt ihn der Teufel, daß er sich hineinmischte. „Das hättet ihr nicht machen sollen", sagte er zu dem einen. Der brummte und rückte etwas ab. Nach einiger Zeit sagte der Matyssek zu dem zweiten Spieler: „Jetzt habt ihr auch eine Dummheit gemacht." „Was", schrieen da die beiden Spieler zugleich, „der vorlaute Bengel will uns hier lehren Karten spielen! Mag der sich noch seine Nase putzen. Der gehört hintern Ofen, nicht in die Schänke zu Männern." Da ergrimmte der junge Bursche mächtig: „Mir sagt ihr das, mir, der ich in den Krieg ziehe, mit meinem guten Schwert, das ihr gleich fühlen sollt?"

Und er wollte es flugs aus der Scheide ziehen. Aber, o weh! Da diese mit Salz gefüllt war, ging der Säbel nicht heraus. Endlich, als er es mit großer Mühe und Anstregung herausgebracht, fuhr es ihm selbst in das eine Auge, sodaß dieses auslief.

So war er nun halb blind und lahm. Denn seine Füße, die das Marschieren noch nicht gewohnt waren, brannten und schmerzten ihn gewaltig.

Aber er wollte doch nicht umkehren, ohne irgend welche Heldentaten vollbracht zu haben. So zog er denn hinkend weiter.

Wenn das meine Mutter wüßte, wie mirs in der Fremde geht, dachte er niedergeschlagen. Aber sie wird schon staunen, wenn ich mit Beute beladen heimkomme.

Als er das noch denkt, hört er in einem Stall eine Kuh brüllen. Wie wärs, wenn du die als Beute heim nähmst, meint er bei sich. Denn in diesen Kriegszeiten war das Vieh rar.

Gedacht, getan. Mit seinem Schwert versuchte er den Riegel der Stalltür wegzuschieben. Es gelingt wirklich, und schon ist er mit der Kuh auf dem Wege.

Da eilt der Bauer, dem das Tier gehört, heraus. Er ruft einige Nachbarn zu Hilfe. Und der arme, tapfere Matyssek bekommt soviel Schläge, als er nur irgend selbst hat an die Feinde austeilen wollen.

Ganz windelweich geschlagen geht er aber immer noch weiter. Ohne Beute und ohne eine Ruhmestat vollbracht zu haben, will er doch nicht nach Haus zurück. Und es scheint, als sollte sein Tatendurst gestillt werden. Er gerät mitten in ein Kriegslager. Da verlangen sie ihm die Losung ab. Die weiß er nicht, sie wollen seine Heimat, seinen Glauben, seinen Stand wissen. Er stottert in seiner Angst. Es wird ihm nicht geglaubt, obgleich er die reine Wahrheit sagt.

Da kommen einige Landsleute, die erkennen ihn und raten den andern, ihn doch laufen zu lassen. „Der wird uns nicht schaden", sagen sie, „das ist ein dummer Bauernjunge, der den Eltern entlaufen ist."

Da geben ihm die Krieger lachend noch eine Tracht Prügel auf den Weg. „Geh nach Haus zur Mutter und laß dir 'ne Mehlsuppe kochen; das ist gescheiter!"

Ganz zerschlagen und zerrissen, ohne Pferd und ohne Säbel trollt er nun wieder der Heimat zu. Mitleidige Seelen geben ihm ab und zu ein Stück Brot, daß er nicht verhungert.

Endlich kommt er zur Mittagszeit ins Dorf. Durch die Gärten schleicht er hinten herum nach Haus. Da erblickt ihn schon von weitem die Mutter. „Jemers ne, der Matyssek!" ruft sie freudig aus. „Gott sei Dank, daß du bloß wieder da bist! Vater, komm, unser Junge ist wieder da!"

Der Vater eilte auch herbei, ihn zu begrüßen. Aber wie erschrecken die Eltern, als sie ihn näher ansehen. Das schöne neue Wams zerfetzt und beschmutzt! Pferd und Säbel verloren, abgemagert, so kommt der Junge wieder heim.

Nun muß er sich an den Tisch setzen und erzählen. Da ist er sehr kleinlaut und fängt an zu weinen. Den Eltern tut er sehr leid; es ist ja doch ihr Junge.

„Matyssek", sagt die Mutter, „du mußt heiraten." Der Vater sagt dasselbe, und der Sohn ist mit allem zufrieden.

Die Eltern suchen ihm ein tüchtiges Mädel aus, das arbeiten kann und auch den Mund sozusagen auf dem rechten Fleck hat.

Es wird Hochzeit gemacht, und den Matyssek gelüstet es nun nicht mehr, in den Krieg zu ziehen.

Denn dazu hat er ja jetzt die Frau. Will er mal einen Streit haben, dann ist sie jederzeit bereit, ihn auszufechten. Ich fürchte nur, es geht ihm da nicht besser als damals, da er auszog, ein Krieger zu werden.

H.

Der Totentanz zu Neisse

In Neisse lebte einmal ein Dudelsackpfeifer. Der war arm wie eine Kirchenmaus, aber das focht ihn nichts an, er war immer lustig. Wenn er mit seinem Dudelsacke ankam und mit seinen mageren Backen hineinblies, daß sie ganz dick wurden, und dazu die lächerlichsten Gesichter schnitt, da mußten die Leute, die sich um ihn sammelten und ihm zuhörten, sie mochten wollen oder nicht, lachen, daß ihnen der Bauch wackelte, und es dauerte nicht lange, da tanzten sie alle um den Pfeifer herum und machten dabei die tollsten Sprünge.

Wie es so bei allen Menschen geht, klopfte eines Tages der Tod mit seiner knöchernen Hand auch an die niedrige Tür des Pfeifers. Der wollte zuerst ein trauriges Gesicht machen, daß es nun mit der schönen Musik für immer vorbei sein sollte; das dauerte aber nur einen Augenblick, dann war er wieder guter Dinge, denn er dachte bei sich, was sein muß, muß sein. Da er sich aber von seinem lieben Dudelsack nicht trennen wollte, so bat er, daß man ihm den in den Sarg mitgeben sollte. Und so geschah es auch.

Als er nun aber auf dem stillen Kirchhofe bei der Pfarrkirche lag und das Grab über ihm, wie die Leute

glaubten, für immer geschlossen war, ereignete sich eines Nachts etwas ganz Unerhörtes.

Es war heller, klarer Himmel, und der Mond schaute voll zur stillen Erde hinab. Der Turmwächter trat aus seiner Stube hoch oben im Turme hinaus, um mit seinem Horn den Wachenden und Schläfern die elfte Stunde anzukündigen. Als er damit fertig war, schaute er sich noch einmal nach allen Seiten um, ob alles in Ordnung wäre und nicht etwa da oder dort ein Feuerlein zu sehen wäre, das zu einem großen Brande werden könnte. Dabei sah er auch auf den Kirchhof hinab, dessen Steindenkmäler im Mondlicht funkelten. Was war das?



Das Grab des Sackpfeifers öffnete sich, eine Gestalt stieg heraus — wahrhaftig, es war der alte Musikus, den man vor kurzer Zeit begraben hatte. Der nahm, wie er einst im Leben getan

hatte, den Dudelsack und fing zu spielen an, so schön, daß es den Türmer fast in seinen Beinen zum Tanzen gejuckt hätte, wenn er nicht eine solche Heidenangst gehabt hätte. Und kaum, daß der Pfeifer mit seiner Tanzmusik begonnen hatte, da öffnete sich da ein Grab und dort ein anderes, und wieder eines und noch eines. Und, o Schrecken, die Gerippe, die ihnen entstiegen waren, faßten sich bei den Händen und tanzten so wild und tanzten so lustig, daß man alle ihre Knochen zusammenschlagen hörte. Der Turmwächter wußte nicht, was er machen sollte; die Angst trieb ihn in seine Stube, aber die Neugier war doch größer, und so sah er hinunter und schaute und schaute. So blieb er eine ganze Stunde hoch oben stehen — da rückte der Zeiger an, laut klang in die Tanzweise des toten Spielmannes ein Schlag, und noch einer und noch einer, zwölf Mal hinter einander, und husch, husch waren alle Gerippe in ihren Gräbern verschwunden. Der Spieler aber brach jäh seine Musik ab und sprang als letzter in sein Grab.

Der Wächter wußte nicht, wie ihm geschehen war. Aber er konnte sich nicht halten und mußte allen, die es hören wollten, erzählen, was sich in der Mitternachtsstunde ereignet hatte. Keiner wollte es glauben, und alle lachten ihn aus. Als aber die nächste Mitternachtsstunde kam, da zogen von allen Seiten dunkle Menschenscharen herbei, Männer und Weiber, und manche Frau hatte auch ihre Kinder bei sich, die größeren an der Hand, das Kleinste auf dem Arm. Die wollten alle schauen, ob sich der Spuk wieder begeben würde. Und richtig, auf den elften Glockenschlag öffneten sich wieder

die Gräber, und der Spuk hub an, gerade so wie ihn der Türmer geschildert hatte.

Das war gräulich anzuschauen. Einer und der andere der Zuschauer ergriff das Hasenpanier, machte, daß er heimkam, und zog das Deckbett hoch über Augen und Ohren. Die meisten aber hielten aus. Da auf einmal faßten alle die Gerippe sich bei den Händen, und hopps, hopps, ging's über die Gräber hinweg, gerade auf die Neugierigen zu! Da war kein Halten mehr; alles stob unter lautem Geschrei wild auseinander; was fiel, das fiel. Und mancher wurde am nächsten Morgen gefunden, der lag auf der Erde und war mausetot. Der Schreck hatte ihn getötet.

Da war viel Klagen und Jammern in der guten alten Stadt Neisse, und man fragte sich, was geschehen solle, um den unheimlichen Spuk zu bannen. Nun schritt auf vieles Bitten die Geistlichkeit ein und besprengte die Gräber mit Weihwasser und betete dazu gar andächtig. Aber der Spuk wollte nicht weichen. Das geschah erst, als man alle die Toten ausgegraben und an anderer Stelle beerdigt hatte. Da hatten sie Ruhe für immer, und die Lebendigen atmeten erleichtert auf. Von da an trat Ruhe ein, und die Menschen freuten sich wieder ihres Lebens.

P.

Der Wassermann und das arme Webermädchen

In der Nähe von Neustadt liegt auf einem Hügel ein verzaubertes Schloß. Nicht jeder kann es sehen. Nur Sonntagskinder und solche, die mit den Unterirdischen in Verbindung stehen, wissen von ihm. Denn es gehört dem Wassermann.

Nicht weit von diesem verzauberten Schloß wohnte vor vielen Jahren eine Weberfamilie in einer armseligen Hütte. Die älteste Tochter der Webersleute mußte immer an dem Schloß vorbei in die Fabrik, um das gesponnene Garn abzuliefern.

Als nun das Mädchen erwachsen war, zog sie in die Stadt in den Dienst zu einer stolzen Frau, deren Mann schon gestorben war. Sie mußte ihre Herrin überallhin begleiten. Auch nach dem Kapellenberge zu ging sie häufig mit ihr spazieren.

Einstmals mußte sie den Weg allein machen. Da begegnete ihr ein vornehmer Herr. Dem gefiel das Mädchen über die Maßen. Er fragte sie nach ihrem Namen und nach ihren Eltern, auch wollte er gern wissen, wo sie wohne. Sie gab ihm Auskunft über alles und erzählte auch treuherzig ihrer Frau jedes Wort, das sie mit dem feinen Herrn gesprochen.

Die Frau aber dachte gleich, dies könnte ein reicher Freier sein. Den wollte sie lieber für sich, als für ihr armes Dienstmädchen haben.

Darum schickte sie das Mädchen unter einem Vorwande für einige Zeit zu Verwandten. Sie aber zog sich tagtäglich die Kleider des armen Webermädchens an und ging allein in der Abenddämmerung auf dem Wege spazieren. Sie hoffte, der Herr würde doch noch einmal kommen und sie dann für das arme Webermädchen halten.

Richtig, eines Tages kam denn auch der feine Herr wieder. Er erkannte die Frau nicht, sondern hielt sie für das Mädchen. Sie tat auch arg verschämt, senkte die Augen und gab nur bescheiden Antwort auf seine Fragen.

Nun trafen sie sich des öfteren, und die falsche Frau wußte den Wassermann, denn kein anderer war der feine Herr, immer wieder zu täuschen, so vollständig, daß er sie zur Frau begehrte.

Voller Freuden willigte sie ein. Schon war die Hochzeit festgesetzt. Die Braut harrte in feiertäglichem Gewande ihres Bräutigams. Da erschien fast mit diesem zugleich das arme Webermädchen.

Als der Wassermann das Mädchen und die Frau zusammen sah, erkannte er sofort, daß er getäuscht war.

Da ließ er voller Zorn seine bisherige Braut stehen, nahm das Mädchen bei der Hand und führte es zum Altar.

Nun wurde das arme Webermädchen Herrin in dem stolzen Schloß. Es trug wunderfeine Kleider und wurde von allen Seiten bedient, sodaß es selbst sich nicht mehr zu plagen brauchte.

Die neidische Frau aber wurde vom Wassermann in einen Wachthund verwandelt. Als dieser Hund eines Abends gar zu grimmig über sein elendes Los heulte, wurde der Wassermann zornig und warf ihn ins Wasser, sodaß er ertrank. Da man nichts von dem Tode des Wassermanns und seiner jungen Gemahlin gehört hat, so leben sie wohl heute noch glücklich und in Freuden.

H.





Das Irrlicht

In Langendorf im Kreise Neisse lebte einmal ein Musikant. Der hatte eine Harmonika und spielte mit ihr in den Dörfern auf. Viel bekam er ja nicht, aber er konnte doch gerade davon leben. Wenn aber in den Dörfern Kirmes war und alle Leute lustig waren und gern tanzen wollten, da mußte er tagein, tagaus, bald hier, bald da aufspielen, und da erhielt er in jenen Tagen mehr, als er sonst im ganzen Jahre verdiente. Da durfte

er sich auch etwas Besonderes leisten und trank dann und wann eins über den Durst, daß die Füße unsicher wurden und manchmal nicht recht fort wollten. Aber Kinder und Betrunkene haben ja Glück, und so kam er immer wohlbehalten nach Hause. Wenn er von Neuwalde heimkehrte, da mußte er über einen schmalen Steg gehen, der über einem tiefen Graben lag. Den hätte er im Dunkeln wohl verfehlen und im Wasser ertrinken können. Aber wenn er sich dem Graben näherte, kam jedesmal ein Irrlicht angetanzt, das sprang vor ihm her und leuchtete ihm heim. Ehe er das Türdel seines Hauses aufmachte, sagte er immer: „Bezahl's Gott." Da verschwand das Irrlicht und tanzte bald wieder mit den anderen Irrlichtern auf der feuchten Wiese.

Einmal aber kams anders. Der Musikant hatte schon sein Bezahl's Gott gesagt und war in sein Häusel hinein gegangen. Aber das Irrlicht wollte nicht verschwinden und tanzte vor dem niedrigen Fenster immer hin und her und her und hin. Das kam dem Harmonikaspieler gar seltsam vor, und als er es immer wieder auf- und abtanzen sah, da machte er das Fensterle noch einmal auf und fragte gutmütig hinaus: „Was willst du denn noch haben?" Da sprach das Irrlicht: „Wenn ich noch so viel Bezahl's Gott hätte, wie dort in der Schüssel Mohnkerndl sind, so wär' ich erlöst." Sprachs und war verschwunden. Von nun an hat der Musikant immer im Finstern heim gehen müssen. Ob er da nicht einmal in den Graben gefallen ist? P.

Die Trojkakirche bei Koschentin

Ungefähr 300 Meter von Koschentin liegt am Waldesrande, umgeben von herrlichen Eichen und Linden, die schöne, alte Holzkirche zur hl. Dreieinigkeit.

Sie ist nicht wie so viele andere Dorfkirchen auf einem Hügel erbaut, sondern in der Ebene, umgeben von den Gräbern der Menschen, die lange Jahre in ihr gebetet und Zuflucht gesucht haben. Nun ruhen sie aus in ihrem Schatten.

Warum die Kirche nicht auf einem Berge, sondern gerade dort erbaut ist, darüber erzählen die Koschentiner manche schöne Geschichte.

Eine von diesen soll hier berichtet werden: Es waren einmal drei Brüder in Koschentin. Sie lebten einträchtig mit einander. Der dritte Unverheiratete mit den beiden anderen, die verheiratet waren, zusammen.

Dieser Unverheiratete handelte mit Pferden und hatte daher oft welche auf der Weide.

Einst hütete er die Tiere wieder vor dem Walde, dort, wo jetzt die Kirche steht. Da, als er seine Pferde am Abend zusammentreiben wollte, fehlte ihm ein schönes Paar. Er lief hin und her, suchte zwischen den Sträuchern und Bäumen, aber nirgends war eine Spur von den Pferden zu sehen. Kummervoll spähte er



Die Trojkakirche bei Koschentin

weiter nach den Tieren. Dies waren gerade seine besten Pferde, die er teuer bezahlt. Welcher Verlust, wenn er sie nicht wieder fand! Gewiß hatten wieder Pferdediebe dem Ort einen Besuch abgestattet und dabei gleich das schönste Paar Pferde mitgehen lassen.

Da kam er mit tief gesenktem Kopf vielleicht schon zum dritten Male an dem Kreuz vorbei, das dort stand.

Plötzlich sah er hier ein kleines Kind, das ihn ansprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir die Pferde zeige?"

„Was du willst", sagte der Bursche, denn die Pferde hätte er doch gar zu gern zurück gehabt.

Das Kind antwortete: „Versprich mir, daß du mit den Pferden hier an diesen Ort Holz zu einer Kirche anfahren willst."

Bereitwillig versprach es der junge Mann. Sogleich zeigte ihm das Kind seine Pferde, die hinter einem Strauche ruhig grasten. Dort hatte er schon mehrere Mal gesucht und nichts gefunden.

Er ging nun gleich zu seinen Brüdern und von da zu allen Nachbarn und Bekannten im Dorf und verkündete, was er erlebt und wozu er sich verpflichtet hatte. Gleich am nächsten Morgen begann er mit seinem Gotteswerk. Aber da waren einige von den neunmal Klugen, die immer alles besser wissen wollen. Die sagten: „Wie können wir hier eine Kirche bauen, da es doch sumpfig ist. Laßt sie uns auf dem Bergel über dem Teiche bauen, wo sie auch viel schöner aussehen wird."

Der junge Mann ließ sich bereden und fuhr das Holz auf den bezeichneten Hügel. Aber siehe, schon

am nächsten Tage lag das Holz an dem Orte, den ihm das kleine Kind als den rechten bezeichnet hatte.

Da erzählte er es den anderen, und alle sahen, daß es der Wille Gottes sei, daß die Kirche dort am Waldesrande erbaut würde.

Und so wurde das Gotteshaus an dieser Stelle erbaut, und noch heute steht es dort zur Freude und zum Troste aller Dorfbewohner.

H.

Die Rache der Wasserfrau

Ein Fleischermeister in Ottmachau hatte eine gute Kundschaft. Da mußten die Leute oft warten, bis sie dran kamen. Unter den Kunden war auch eine Frau; wenn die kaufte, sagte sie kein Wort, sondern zeigte nur mit dem Finger auf das Stück Fleisch, das sie wollte. Niemand kannte sie, und man meinte daher, sie müsse vom Lande her und taubstumm sein. Bald aber fiel den Käufern und auch dem Fleischer etwas anderes auf. Die Borte unten an ihrem Rock war nämlich immer naß, auch wenn die Sonne glühend heiß vom Himmel herniederschien und kein Tröpfchen Wasser auf der Straße stand. Das kam manchen nicht geheuer vor. Da wurde der Meister mißtrauisch. Er ärgerte sich außerdem auch darüber, daß die Frau immer das Fleisch mit dem Finger berührte; denn da wollten manche seiner Kunden es nachher nicht mehr haben. Deshalb drohte er: „Wenn sie's noch einmal macht, hack' ich ihr den Finger ab!" Das aber wußten die Leute, daß mit ihm nicht zu spaßen war und daß er tat, was er gesagt hatte.

Wie nun das nächste Mal die fremde Frau wiederkommt und den Finger auf das Fleisch hinstreckt, ergreift richtig der Fleischer sein Beil, haut zu — und ein

Fingerglied fliegt blutend auf den Boden. Alle Leute erschraken. Die Frau aber hebt den Fingerstumpf empor, öffnet zum ersten Mal die Lippen und ruft mit grausiger Stimme, daß alle schauerten: „Wart, das will ich dir gedenken!" Dann ging sie weg und wurde nicht mehr gesehen. Zuerst hatte der Fleischer doch etwas Angst, daß ihn die Frau verklagen würde, als



aber nichts geschah, da war er froh und dachte bald gar nicht mehr an die Frau und ihren abgehackten Finger.

Nach einiger Zeit mußte er einmal über Land, um Vieh einzukaufen. Kurz vorher hatte es stark geregnet, und auf dem Wege, den er gehen mußte, stand eine große Wasserlache. Wie nun alles weiter geschehen ist, das wußte niemand zu sagen; denn kein Mensch hat es gesehen. Kurzum, als der Meister am Abend nicht nach Hause kam, suchte man nach ihm und fand ihn endlich tot in der Wasserlache liegen. Da war großes

Weinen und Jammern in seiner Familie, daß er so elend hatte sterben müssen. Und auch in der Stadt trauerte man um ihn; denn er war wohl gelitten gewesen bei allen. Als aber die Kunde von seinem Tode durch die Straßen und Gassen der Stadt Ottmachau ging, da erinnerte sich der und jener des Vorganges im Laden, wie er der Fremden den Finger abgeschlagen. Und sie dachten auch daran, daß ihr Rock unten immer naß gewesen war. Da war es klar, daß es eine Wasserfrau gewesen und daß sie den Fleischer zur Strafe für seine Tat in die Pfütze gezogen und dort getötet hatte.

P.

Der Skrzotek in der Medizinflasche

Vor langer Zeit, als noch dichte Wälder sich über ganz Oberschlesien erstreckten, hauste hier ein Kobold, den die Leute Skrzotek nannten. Er war gut und half den Armen, nur durfte ihn niemand necken oder ihm einen Possen tun. Sonst rächte er sich am Vieh oder an anderem Besitztum der Menschen. Einst war ein großes Not- und Hungersjahr. Vom vielen Regen waren in dem nassen Boden die Kartoffeln gefault. Auch sonst war eine sehr schlechte Ernte gewesen.

So hatten denn die Arbeiter, die sich im Walde ihr Brot mit Holzfällen verdienen mußten, auch nur kleine Kartoffelkuchen zur Nahrung, die man Platzek nennt. Von dieser ungenügenden Kost konnten die Arbeiter nicht sehr stark und arbeitsfähig sein. Aber sie mußten ihre Kräfte anstrengen, so gut es ging. Denn zu Haus saßen Frau und Kinder und hungerten.

Eines Tages saß eine Anzahl solcher armer Holzfäller beim Mittagessen. Sie verzehrten zufrieden und froh, daß sie dabei ruhen konnten, ihr kärgliches Mahl.

Dann legten sie sich noch auf ein halbes Stündchen auf ihre Röcke, die sie zur Arbeit ausgezogen hatten. Da, als einer von ihnen aufblickte, sah er am Aste eines

Baumes etwas hängen. Wie er näher hinsah, erkannte er eine Medizinflasche, die fest zugekorkt war. Drinnen sah man aber nur einen kleinen schwarzen Käfer. Der tat dem Arbeiter leid. Er holte die Flasche vom Baum und öffnete sie, um den Käfer herauszulassen.



Der kroch auch gleich hervor, fing sofort an zu wachsen und sich zu strecken, bis er Mannesgröße hatte, und die Leute dachten sich gleich, dies könne nur der gute Kobold Skrzolek sein. Der bedankte sich sehr bei den barmherzigen Arbeitern und sah begehrlich auf ihre kleinen grauen Kartoffelbrote. Er bat sie, ihm doch auch ein klein wenig davon zu geben. Da er so lange in der Flasche gefangen gesessen und nichts gegessen hätte, verspüre er einen gewaltigen Hunger.

Die gutmütigen Arbeiter gaben ihm den Rest ihrer Mahlzeit, obgleich sie selbst noch nicht satt waren.

Der Kobold verzehrte das Brot mit großem Appetit. Dann legte er sich ins Gras, um zu schlafen.

Die Holzfäller aber gingen zu ihrem mühseligen Tagewerk zurück. Mit knurrendem Magen, frierend und schwach, konnten sie aber nicht viel schaffen. Betrübt dachten sie, wie wenig sie nun verdienten, wie klein der Lohn sein würde, den sie am Sonnabend nach Haus bringen konnten. Es fing bereits an zu dunkeln, da streckte sich der Kobold und erwachte. Die Arbeiter faßten sich ein Herz und klagten ihm ihre Not.

„O", sagte er, „dem ist abzuhelfen. Bis jetzt habe ich geschlafen, und ihr habt gearbeitet. Nun werden wir es umgekehrt machen. Ihr könnt jetzt schlafen, und ich werde arbeiten."

Die Arbeiter waren zufrieden, sich hinlegen zu dürfen. Ermüdet von der schweren Arbeit schliefen sie bald fest ein.

Nun machte sich der Kobold an die Arbeit. Er brauchte weder Säge noch Axt. Mit jeder Hand faßte er einen großen Baum und riß ihn samt den Wurzeln aus, wie man Grashalme aus der Erde zieht. Nun wieder zwei andere Bäume und noch zwei und noch zwei, bis sie alle dalagen in Reih und Glied. Die ganze Arbeit, die für das Jahr bestimmt war, hatte der Skzrolek in kaum einer Stunde getan.

Jetzt weckte er die Arbeiter. Die rieben sich erstaunt die Augen und glaubten zu träumen, als sie das ganze Holz liegen sahen. Ehe sie noch Zeit hatten, dem hilfreichen Kobold zu danken, reichte er ihnen allen die Hand zum Abschied. Man hörte ein großes Gerassel durch den finstern Wald tönen, und er war verschwunden.

Jetzt zeigt sich der Skrzolek den Menschen nicht mehr. Die Wälder sind ihm nicht mehr dicht genug. Auch kann er die Dampfpfeifen nicht leiden. Und gar die Eisenbahn ist ihm ein Schrecken und Greuel. Darum hat er sich wohl unter die Erde verzogen und wird nie mehr gesehen. H.



Das Gnadenbild von Deutsch-Piekar und die Gründung von Roßberg

Vor vielen Jahrhunderten wurde das Sachsenland von einer schweren Krankheit heimgesucht. Das war die Pest. Wie sie in das Land gekommen war, wußte niemand. Wenn in einem Hause einer von ihr befallen worden war und starb, dann legte sich schon ein anderer aufs Krankenbett zum Niewiederaufstehen nieder; und wenn der erste auf den Kirchhof hinausgetragen wurde,

da machte der zweite die Augen zum letzten Schlafe zu. Da war großes Jammern und Wehklagen im ganzen Lande, und die Sterbeglocken wollten nicht aufhören zu läuten. Nun hatten die Priester gehört, daß in Deutsch-Piekar in Oberschlesien ein uraltes Marienbild sei; das hatte schon viele Wunder getan, und viele, die es um Hilfe in schwerer Krankheit angerufen hatten, waren gerettet worden. Deshalb beschloß man, nach Oberschlesien zu schicken und das wundertätige Bild holen zu lassen. Und wie man es beschlossen hatte, so geschah es auch. Als es in Sachsen ankam, wurde es feierlich von den Priestern und dem Volke empfangen, und auch der König und die Königin von Sachsen zogen ihm entgegen und beugten ihre Knie demütig vor dem Bilde der Mutter Gottes. Und wieder läuteten die Glocken, aber es waren nicht die Sterbeglocken; wie zum Freudenfeste erschollen ihre Klänge von allen Türmen weithin über die Städte, Dörfer und Felder. Wohin das Marienbild kam, da hörte die schlimme Pest auf, und die Kranken erhoben sich von ihrem Schmerzenslager, waren gesund und munter wie vorher und priesen Gott und seine heilige Mutter. Mit reichen Geschenken entließen die Sachsen das wunderreiche Bild in das ferne oberschlesische Land. Gar manche aber erfaßte die Sehnsucht nach ihm. Und ehe ein Jahr vergangen war, da zogen viele Männer, Frauen und Kinder aus ihrer Heimat hinweg dem Bilde nach. Nicht weit von Deutsch-Piekar ließen sie sich nieder und gründeten ein Dorf, das nannten sie Roßberg. Noch heut haben die Roßberger ihre Abstammung aus dem Sachsenlande nicht vergessen. P.

Der Doppelgänger



Um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte in Neisse ein armer Student der Theologie, namens Franz. Er hatte in der Stadt einen vermögenden, einflußreichen Onkel, der ihm das Studium bezahlte. Denn Franzens Vater war einem Wilddiebe zum Opfer gefallen, den er als Förster gefangen nehmen wollte. Der Onkel hatte Franz auch eine hübsche Stube gemietet. An der Decke der Stube waren vier schöne

Engel in Stuck angebracht. Die gefielen dem einfachen Franz, der so etwas noch nicht kannte, über die Maßen.

Eines Tages, als er wie schon oft seinen Onkel besuchte, war es ein schreckliches Herbstwetter. Es regnete Bindfaden, wie man so zu sagen pflegt, und auf den damals noch nicht so gut gepflasterten Straßen standen zahlreiche große Wasserlachen. Der Onkel freute sich sehr über den Besuch seines Neffen und Patenkindes. Denn bei diesem stürmischen Wetter konnte er seiner Gicht wegen nicht hinaus. Auch seine Bekannten, alles alte, nicht mehr ganz kräftige Herren, wagten sich bei dem Hundewetter nicht auf die Straße. Onkel und Neffe setzten sich nun gemütlich zu einer Partie Schach zusammen, der noch mehrere andere folgten. Dann aßen sie ein gutes Abendbrot und tranken zur Erwärmung einige Gläser Glühwein, den der Onkel stets selbst bereitete. So verflossen die Stunden bis um 10 Uhr, wo es für Franz höchste Zeit war, nach Haus zu gehen. Die alte Köchin meinte zwar, es sei ein Wetter, daß man keinen Hund auf die Straße jagen möchte, und riet ihm deshalb, da zu bleiben. Franz wollte aber lieber zu Haus in seinem eigenen Bett schlafen. Auch mußte er am nächsten Tage, einem Sonntag, früh heraus zur Kirche und fürchtete, damit den Onkel zu stören. Der Onkel war auch einverstanden damit. „Ein junger Mann darf kein Wetter scheuen", sagte er. „Aber ich will dir einen Mantel borgen, den ich nicht mehr trage, und eine Laterne." Die Köchin brachte lachend den Mantel. Sie mußte immer lachen, wenn sie ihn in die Hand bekam. Denn er hatte eine so auffallende grün-gelb-braune Farbe, und wohl an die sieben schmalen

Kragen, immer einen über den andern. „Ja", sagte der Onkel, „in dem Mantel kann ich dich wenigstens schon von weitem erkennen, wenn du wieder zu mir kommst. So einen gibt es in Neisse nicht noch einmal." Nach herzlichem Gutenachtgruß und Dank für Mantel und Laterne ging Franz nun munter seinen Weg.

Schon hatte er ein gut Teil desselben zurückgelegt, ohne einem Menschen zu begegnen. Jetzt blieb er an einer Ecke stehen, um seinen Weg besser zu beleuchten, damit er nicht in eine der großen Regenpfützen hineinpatsche. Da sah er sich gegenüber auch einen jungen Menschen stehen, der ebenso wie er seine Laterne hoch hielt, um den Weg zu beleuchten. Franz fand das weiter nicht sonderbar. Denn man mußte gerade hier in einer schmalen Gasse recht aufpassen. Doch fiel es ihm auf, daß die Gestalt gegenüber sich sofort in Bewegung setzte, als er selbst zu gehen anfing. Sie ging immer ein paar Schritt vor ihm her, denselben Weg, den er nahm.

Nun war Franz durchaus kein Hasenfuß. Wie oft war er zu Haus durch den finstern Wald gegangen, ohne sich zu fürchten. Aber es wurde ihm doch unheimlich, als der andere immer in gleicher Entfernung von ihm blieb. Lief er schnell, dann rannte die Gestalt auch, wollte er zurückbleiben, dann verlangsamte auch der andere Fußgänger seinen Schritt.

Jetzt will ich ihn doch einmal überrennen, dachte sich Franz, nahm seine langen Beine sozusagen auf den Buckel und rannte, was haste, was kannste, hinter dem unheimlichen Gesellen her. Der aber auch nicht faul, machte den Laufschritt mit, sodaß er immer in gleicher Entfernung vor Franz blieb. Hob der die

Laterne, um besser zu sehen, so hob der andere die seine auch. Ging Franz auf die andere Seite der Straße, um nicht ins Wasser zu treten, tats die Gestalt vor ihm ebenso. Schon wollte Franz umkehren. Aber er schämte sich vor sich selbst. Auch dachte er, wie ihn wohl sein lustiger Onkel necken würde, wenn er jetzt zurück käme. So ging er denn tapfer seinen Weg weiter durch Nacht und Sturm und Regen, bis auf einmal die Gestalt um eine Ecke verschwunden war. Er schüttelte den Kopf. Mein Gott, ich bin doch nicht betrunken! Was kann denn das gewesen sein?

Er biegt langsam um die Ecke, bleibt einen Augenblick stehen und hebt seine Laterne, um seinen Weg zu beleuchten. Da — fast stockt ihm der Herzschlag! — da steht wieder dieselbe Gestalt vor ihm, den Rücken zu ihm gewendet, die Laterne wieder hoch in der Hand. Franz nimmt alle Kraft zusammen, leuchtet nun direkt auf den Unbekannten und sieht mit staunendem Schrecken, daß dieser ganz ihm selber gleicht. Dieselbe Größe, dieselbe schlanke Gestalt und selbst, wie wunderbar, denselben komischen Mantel mit den vielen Kragen und der eigentümlichen Farbe.

Nun will ich doch sehen, ob ich den Kerl nicht überrennen kann, denkt er wieder, nimmt einen Anlauf und rennt bis dicht an seine Wohnung hinter dem sonderbaren Nachtwandler her. Da er ihn wieder nicht erreichen kann, sondern immer in gleicher Entfernung von ihm bleibt, tritt er auf die Treppe der Jesuitenkirche, an die er eben gelangt. Dann hebt er seine Laterne hoch in die Höhe und ruft laut: „Der da vor mir geht, drehe sich sofort um, damit ich sein Gesicht sehen kann

und weiß, wer sich mit mir einen so dummen Spaß macht!“ Blitzschnell dreht sich die Gestalt um, hebt ebenfalls die Laterne, und Franz erkennt, an allen Gliedern vor Grauen geschüttelt, an dem Doppelgänger sein eigenes Gesicht.

Als er nun von Schreck gelähmt auf die Stufen der Kirche niedersinkt, sieht er, wie sein Ebenbild schon wieder davon eilt, seiner, Franzens eigener Wohnung zu. Er sieht die Gestalt ans Haus treten, die Tür öffnet sich und schließt sich wieder, ganz geräuschlos. Deutlich erkennt Franz im Treppenflur das flackernde Licht der Laterne. Es verschwindet wieder und taucht nach ein paar Sekunden am Fenster seiner Stube auf. Franz, der sonst doch so beherzte, bekam es nun doch aber mit der Angst zu tun. Jetzt in mein Zimmer gehen? dachte er, um alle Schätze der Welt nicht. Ohne sich noch einmal nach seiner Wohnung umzusehen, rannte er auf dem kürzesten Wege nach dem Hause seines Onkels zurück. Außer Atem, den hellen Mantel über und über mit Kot bespritzt, langte er dort an.

Auf sein Läuten öffnete die alte Köchin und schlug vor Schreck über sein Aussehen die Hände über dem Kopf zusammen. Franz aber, tief erschöpft, ließ sich auf nichts weiter ein. Er sagte nur, er könne in sein Haus nicht hinein, und bitte nun doch um ein Nachtlager. Der Onkel schlief schon, und die Köchin machte ihm das gewünschte Lager zurecht.

Schlafen konnte Franz aber nicht. Immer wieder trat vor seine Phantasie das Bild seines Doppelgängers, wie er ihm, sich mit der Laterne beleuchtend, das eigene Antlitz zeigte.

Als der Onkel früh erwachte, trat Franz bald an sein Bett und erzählte ihm das schreckliche Erlebnis dieser Nacht. Der Onkel wollte ihn wohl anfangs auslachen. Aber das verstörte Aussehen Franzens überzeugte ihn doch, daß seinem Neffen etwas Schreckliches begegnet sein müsse.

Nach einem guten warmen Frühstück fühlte sich Franz gekräftigt genug, um in seine Wohnung zurückzukehren. Langsam ging er einen anderen Weg, als den in der Nacht. Zögernd, fast auf jeder Stufe stehen bleibend, stieg er die Treppe hinauf. Was mochte ihn dort oben in seinem Zimmer erwarten? Nun, es war aber doch heller Tag; da mußten alle Nachtgespenster längst gewichen sein.

Auf dem Flur traf er seine Wirtin, die meinte, er wäre schon so früh ausgewesen. „Sagen Sie mir doch, Herr Franz," redete sie ihn an, „was ist denn gestern abends in Ihrem Zimmer passiert? Sie sind doch nicht etwa mit dem Bett zusammengebrochen? Es gab ja einen furchtbaren Krach, und ich bin nur so hoch gefahren vor Schreck."

Franz öffnete aufs höchste gespannt mit dem Schlüssel seine Stubentür. Noch immer unter dem Eindruck des nächtlichen Schreckens stieß er sie schnell weit auf, sodaß man das ganze Zimmer überblicken konnte. Da, welche Verwüstung bot sich seinen Blicken! Zwei der großen schweren Engel in Stuckarbeit hatten sich von der Decke losgelöst und waren herabgestürzt. Der eine davon, der sich gerade über der Bettstelle befunden hatte, war auf diese gefallen und hatte sie vollständig zertrümmert.

Hätte ein Mensch zu der Zeit in dem Bett gelegen, so wäre er ohne Zweifel ein Kind des Todes gewesen. Der rätselhafte Doppelgänger, der Franz in solche Angst und solchen Schrecken versetzt, hatte ihm also das Leben gerettet. Nie hat Franz diese schreckensvolle Nacht vergessen. H.

Napoleon und die oberschlesischen Bauern

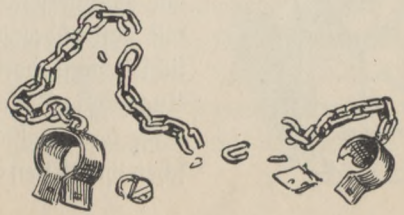
In früheren Jahrhunderten waren die meisten Bauern nicht wie heut freie Leute, die mit ihrem Hofe schalten und walten konnten, wie sie wollten. Vielmehr gehörte ihr Hof dem adligen Grundherrn, der auf dem Dominium saß. Diesem mußten sie mit ihrer Familie ein paar Tage jeder Woche bei der Ernte und anderen landwirtschaftlichen Arbeiten helfen und außerdem von den Erträgnissen ihres Gütchens Abgaben zahlen. Seit 100 Jahren ist das anders. Im Jahre 1807 erließ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Verordnung, die bestimmte, daß es von da an nur freie Leute im Staate geben und daß die erwähnten Dienste und Abgaben wegfallen sollten.

Gerade in Oberschlesien hatte die bäuerliche Bevölkerung schwer an diesen Abgaben und Diensten getragen. So war der Erlaß des Königs für sie eine große Wohltat. Dabei aber vergaßen sehr viele, wem sie dieselbe verdankten. Wie es zu dieser Befreiung gekommen sei, erzählte man später folgendermaßen:

Einst nahm ein Bauer, der seinem Herrn zu vielerlei Arbeit verpflichtet war, einen Knecht in Dienst. Dabei sagte er ihm, daß er ja recht früh aufstehen solle, da

sie ganz zeitig auf das herrschaftliche Feld zur Arbeit müßten. Der Knecht aber schien nicht darauf zu achten und verschlief richtig die Zeit. So kamen sie zu spät zur Arbeit. Der Vogt war schon da und fuhr den Bauern und seinen Knecht heftig an. Aber dabei blieb es nicht. Schnell ließ er eine Schütte Stroh bringen, der Bauer mußte sich hinlegen, und nun gab es mit dem Kantschu eine tüchtige Tracht Prügel.

Dann kam der Knecht daran. Der ließ sich zuerst die Schläge auch ruhig gefallen, auf einmal aber sprang er auf und riß seinen Rock auseinander; da glänzte auf seiner Brust der Sonne gleich ein prächtiger Ordensstern, wie ihn nur Kaiser und Könige tragen. Mit lauter Stimme aber rief der Knecht: „Ich bin Napoleon. Von nun an sollt ihr alle frei sein!“ Den Vogt aber befahl er zu ergreifen und zu binden. Als die Bauern und Knechte Hand an ihn legen wollten, stürzte er aber vor dem Kaiser der Franzosen auf die Knie und bat herzzerreißend um Gnade. Da verzieh ihm Napoleon. Dann ließ er überall verkünden, daß die Bauern keine Abgaben und Dienste mehr zu leisten brauchten. Nun war große Freude im Lande. Alle wollten ihrem Befreier danken und kamen von allen Seiten zusammen. Dazu erklangen überall von den Türmen der Dorfkirchen die Glocken. P.



Die Marienkapelle zu Polnisch-Müllmen



Seit alten Zeiten stand in Polnisch-Müllmen ein kleines verwittertes Kapellchen mitten im Dorf drinnen. Nach dem Glockenklang in diesem Kapellchen fingen die Leute des Morgens ihre Tagewerk an, nach ihm hielten sie Mittag, und beim Abendläuten stellten sie die Arbeit ein und machten Feierabend. Denn damals gab es in dem Dorfe noch keine Uhr. Zu dem Kapellchen aber eilten die Leute auch in allen ihren Nöten. Denn ein wundersames Marienbild von rührender Mütterlichkeit stand dort am Altar. Ungezählte Male haben hier arme und unglückliche Menschen ihre Bitten dargebracht,

haben verzagte in heißem Flehen Maria um Hilfe gebeten. Und die himmlische Mutter hat allen ihren Kindern geholfen. Nicht immer so, wie sie es sich gedacht hatten, aber ohne Trost ging keines von dannen.

Wenn ein schweres Gewitter am Himmel aufzog, dann eilte der alte Glöckner zur Marienkapelle und läutete. Hell drang der Ton bis über die Wolken hinaus, und das Gewitter tobte zwar, richtete aber keinen Schaden an.

Am Nikolaustage aber, am 6. Dezember, stieg der hl. Nikolaus selbst zur Kapelle herab und legte dort seine Geschenke nieder. Von denen teilte er dann am Abend an alle artigen Kinder des Dorfes aus. Mancher heimliche Wunsch wurde dort braven Kindern erfüllt. Aber den bösen Buben und Mädchen brachte der hl. Nikolaus nichts, höchstens eine Rute aus Birkenreisern; denn diese ziehen am besten.

Lange läutete das Glöcklein den Einwohnern des Dorfes zu Freud und Leid, zu Arbeit und Ruh. Das Kapellchen wurde aber baufällig und wackelig. Eine neue Kapelle mußte gebaut werden. Die Glocke wurde mit hinübergenommen in die neue Kapelle und läßt noch heute ihren hellen Ton hören.

Nur der hl. Nikolaus kommt nicht mehr in die neue Kapelle hinab. Möglich, daß ihm die Kinder von Polnisch-Müllmen nicht mehr brav genug sind und daß er nun in einem anderen Orte seine Gaben austeilt. Vielleicht, wenn die Polnisch-Müllmer Jugend einmal ein ganzes Jahr lang folgsam und fromm gewesen, könnte er doch noch wieder kommen. Sie könnten es wenigstens versuchen.

H.

Das Armesünderglöckchen zu Neisse

Der alte Fritz hatte Schlesien erobert, und auch die alte Bischofsstadt Neisse war in seine Hände gekommen. Die besuchte er nun öfters, wenn er in unsere Provinz kam, und ließ rings um die Stadt neue Wälle und andere Befestigungen anlegen, damit sich der Ort in Kriegszeiten gut gegen die Feinde verteidigen könnte. Und richtig, in einem der Kriege, die dann der große König wieder gegen die Oesterreicher um den Besitz Schlesiens führen mußte, wurde sie von diesen eingeschlossen und belagert. Aber es gelang ihnen nicht, die Festung einzunehmen. Was die Waffen nicht konnten, sollte der Verrat erreichen.

Es gab noch von früher Einwohner in der Stadt, die hielten es mit den Oesterreichern. Denen ließ der kaiserliche General heimlich Nachricht zukommen; sie sollten sehen, daß sie mit Geld und guten Worten Soldaten in der Stadt für sich gewännen, damit sie unachtsam im Dienste wären und in einer Nacht die Oesterreicher ungehindert über die Wälle ließen. Und sie fanden auch ein paar Soldaten, die ihres Fahneneides vergaßen und dem Feinde zu Willen sein wollten. Die warben wieder andere. Wenn sie in den Wirtshäusern bei

Wein und Bier zusammensaßen, da zeigten sie dem und jenem Infanteristen oder Artilleristen ein blankes Goldstück mit dem Bilde der Kaiserin Maria Theresia. „Solches Geld könnt ihr auch in Hülle und Fülle haben", sprachen sie, „wenn ihr in der Nacht so tut, als ob ihr nichts merktet und den Feind über die Wälle laßt." Da wurde gar mancher gewonnen und wollte seine Soldatenehre um schnödes Gold verkaufen.

In einem Wirtshause saßen wieder einmal ein paar Soldaten und tuschelten mit einander. Das merkte die Kellnerin, die mit den blanken Bierkrügen hin und her lief und die Gäste bediente. Da ward es ihr unheimlich, und sie meinte, etwas Unrechtes sollte dort beschlossen werden. Und als die Soldaten immer mehr die Köpfe zusammensteckten und, in ihre verräterischen Pläne vertieft, nicht auf sie achteten, blieb das kluge Mädchen in ihrer nächsten Nähe stehen und tat, als ob sie sich an einem Tische zu schaffen machte. Lang streckte sie den Hals aus und horchte und hörte von dem verbrecherischen Plane.

Da faßte sie eine gewaltige Angst vor dem, was die da am Tische einander zuflüsterten. Was sollte sie tun, damit es nicht vollendet würde? Nun hatte sie unter den Soldaten einen herzlieben Schatz; sie wußte, wo er wohnte. Zu dem lief sie und erzählte ihm, was sie von dem Verrat gehört hatte. Der Soldat aber hatte das Herz auf dem rechten Flecke. Schnell eilte er auf die Hauptwache am Ringe und ließ Generalmarsch schlagen. Da gings bumm, bumm, bumm durch die Straßen von Neisse, und die Trompeten schmetterten dazwischen trara, trara, trara! Hals über Kopf liefen

die Soldaten aus den Häusern und den Kasernen; der eine setzte auf der Gasse noch den Dreispitz auf, der andere knöpfte seine Weste zu. So rasch mußte es gehen.



Nach kurzer Zeit waren alle versammelt, und die Offiziere und selbst der Kommandant schauten sich verwundert um, denn keiner wußte, wer den Alarm verursacht hatte. Da trat der brave Soldat mit seinem Schatz vor den Kommandanten und berichtete ihm, was das

Mädchen gehört hatte. Nun wurde strenge Untersuchung gehalten und die Schuldigen bald entdeckt. Die traf schwere Strafe. Neisse aber blieb vor dem Ueberfalle verschont.

Als der alte Fritz davon Nachricht erhielt, freute er sich, daß der Plan mißlungen war, aber auf die Neisser Soldaten und Bürger war er sehr erzürnt, weil Verräter unter ihnen gewesen waren. Darum befahl er, daß Tag für Tag eine Stunde lang das Armesünderglöckchen geläutet würde. Das erscholl sonst doch nur, wenn ein Verbrecher seinen letzten Gang zum Galgen ging. Nach Neisse aber ist der alte Fritz nicht mehr gekommen, wie die Leute erzählten, und kein preußischer König nach ihm.*)

Die Neisser aber waren traurig, daß sie jeden Tag das Armesünderglöckchen hören mußten, und sie baten immer wieder den König und seine Nachfolger, daß es verstummen dürfe. Sie erreichten aber nach langer Zeit immer nur, daß es eine Viertelstunde weniger läutete. Die letzte Viertelstunde schaffte König Friedrich Wilhelm IV. ab. Seitdem schweigt das Armesünderglöckchen ganz. P.

*) In Wirklichkeit hat der alte Fritz Neisse immer wieder besucht, hier auch mit Kaiser Josef II. im Jahre 1769 die berühmte Zusammenkunft gehabt.

Das Schwarzbrünndel

Im Emanuelssegener Walde unter herrlichen Eichen und Buchen entspringt eine Quelle, das Schwarzbrünndel genannt.

Noch nie ist sie versiegt, sondern spendet jahraus jahrein den Bewohnern von Emanuelssegen ihr frisches, klares Wasser.

Ob nun ein regenreiches Jahr ist oder ob Pflanzen und Tiere ringsum nach Regen dürsten, die Quelle bleibt sich immer gleich.

Damit hat es aber auch eine eigene Bewandnis. Es war in der Hussitenzeit, wo wilde Kriegshorden durch das Land zogen. Der Wald aber, der jetzt so schöne Spaziergänge bietet, war damals noch allzu dicht und finster. Tiefe Sümpfe erstreckten sich weit durch ihn hin. Wer sich da verirrte, konnte nicht so leicht wieder zurück ins Leben finden. In dieser Zeit also wurde ein Priester mit der letzten Wegzehrung zu einem Kranken gerufen. Sein Weg führte ihn durch den dunklen Wald. Da — als er mitten drin ist, hört er plötzlich einen wüsten Lärm. Voll Schrecken erkennt er, daß ein Fähnlein Hussiten ihm entgegen zieht. Schnell will er sich hinter einen dicken Baumstamm verbergen.

Aber schon ist er von einem der wilden Krieger erblickt worden. Kaum erkennt dieser das Priesterkleid, als er auch schon seine wilden Kriegsgenossen mit laut-



brüllendem Huß! Huß! auf den Geistlichen aufmerksam macht.

Nun beginnt eine wilde Jagd. Der Priester denkt nur an seine heilige Pflicht. Er muß dem armen Sterbenden die letzte Zehrung auf seinen Weg in die Ewigkeit geben. Und wenn das nicht mehr geht, so muß

er doch das heilige Sakrament vor der wilden Horde retten.

Er flüchtet tief in das Innere des Waldes hinein auf schmalen, feuchten Wegen, auf denen der Fuß gleitet, über sumpfige Stellen, in die er zu versinken droht. Schon wollen ihn seine Füße nicht mehr tragen. Sein Atem wird immer kürzer und stoßweiser, da merkt er, daß die Verfolger weiter hinter ihm zurückbleiben, und schöpft neue Hoffnung. Aber schon hört er wieder ihre Stimmen sich nähern. Er weiß, wenn sie ihn erreichen, ist er des Todes.

Doch die heilige Hostie kann er noch vor ihnen retten, die soll nicht in ihre rohen Hände fallen.

Er sieht einen hohlen Baum vor sich, versenkt die Hostie da hinein und deckt sie mit Laub und Moos. Schon dringen die Verfolger auf ihn ein. Er als einzelner der ganzen Schar gegenüber, waffenlos, sucht nicht erst sich zu wehren. Sie ergreifen ihn und morden ihn unter wildem Johlen.

So starb er noch im Tode getreu. An der Stelle aber, an der er die Hostie in den Baum versenkt hatte, entsprang eine reine, klare Quelle, die noch nie versiegte. Und sie wird auch nie versiegen, solange noch solche Treue unter den Menschen zu finden ist. H.



Das verwandelte Mädchen

Ein wunderschönes Mädchen hatte einen armen Burschen lieb; sie hätten sich gern geheiratet, aber die Mutter wollte davon nichts wissen. Immer wieder flehte die Tochter sie an, sie möge doch ihre Zustimmung dazu geben. Wenn ihr Geliebter auch arm sei, so sei er doch kräftig und fleißig und mit ihrer Hände Arbeit würden sie sich schon beide ernähren können. Aber die Mutter blieb hartnäckig, und als einst die Tochter wieder einmal weinte und bat, da sprach sie: „Ehe du deinen Geliebten zum Manne bekommst, da sollen wir eher beide zu Gänsen werden.“ Kaum hatte sie das gesagt, da geschah etwas Wunderbares! Der Hals der beiden Frauen reckte und streckte sich, und das Gesicht verwandelte sich, und statt der Nase wuchs aus ihm

ein Schnabel heraus. Und wie sie die Arme bewegten, da setzten sich Federn an ihnen an, und sie wurden zu Flügeln. Und ebenso wuchsen ihnen am ganzen Leibe Federn. Wie das alles geschehen war, da hoben sie sich auf ihren Flügeln in die Höhe, hoch und immer höher. Bald lag ihre Hütte hinter ihnen, und sie flogen in die weite Welt hinaus — wer weiß wohin, und sie schnatterten dabei wie wirkliche Gänse.

Nun ging eines Tages ein stattlicher Jägersmann von seiner Försterei weg, wo er ganz allein wohnte. Die Flinte hatte er umgehängt und dachte bei sich: was du siehst, das schießest du. Plötzlich hörte er in der Luft lautes Gänsegeschnatter. Hast du nicht gesehen, siehst du, reißt er die Flinte von seinem Rücken, legt an und schießt gerade, als ein Schwarm wilder Gänse über ihn hinwegzog, mitten in diesen hinein.

Die anderen Gänse zogen schreiend weiter. Eine aber flatterte herab, tiefer und tiefer, und schnatterte dabei ganz jämmerlich. Endlich war sie auf dem Boden angelangt und wollte auf ihren Watschelfüßen entfliehen. Der Jägersmann aber war flink zur Hand und ergriff sie. Als er sah, daß sie nur an einem Flügel verletzt war, tat es ihm leid, sie zu töten, und so nahm er sie mit nach Hause. Da ging sie denn, so lange der Jäger zu Haus war, mit den anderen Gänsen, den Hühnern und Enten auf dem Hofe umher und schnatterte und fraß, was sie fand. Wenn aber der Jäger seine Flinte nahm und in den Wald ging, da trippelte die Gans in das Haus, dort schlug sie mit den Flügeln, und je mehr sie schlug, desto mehr Federn fielen von ihr herab, und dann stand die Jungfrau — denn das war die verwundete Gans —

in ihrer Schönheit wieder als Mensch da und begann, wie sie es zu Haus gewöhnt gewesen war, Stube und Kammer zu reinigen. Und trat an den Herd, machte Feuer und kochte dem Jäger seine Mittags- oder Abendmahlzeit.

Das ging so einige Zeit. Der Jäger wunderte sich sehr darüber, wie ordentlich es jetzt immer in seinem Hause war, und wußte nicht, wer ihm das Essen kochte. Denn, wenn das Mädchen glaubte, daß er zurückkommen müsse oder gar schon seine Tritte in der Ferne hörte, dann setzte sie sich auf den Boden nieder, mitten hinein in die Federn, die sie vorher abgeschüttelt. Da begann sie mit den Armen zu schlagen, und die Federn flogen ihr von allen Seiten an, und wenn der Jäger dann manchmal schnell durch die Tür hereintrat, da sah er, daß die Wildgans in der Stube war, und jagte sie eiligst hinaus. Daß aber die Gans das Mädchen war, konnte er nicht wissen.

Da beschloß er das Geheimnis zu enthüllen. Eines Tages nahm er wie immer die Flinte über die Schulter und tat so, als wollte er wieder auf die Jagd gehen. Bald aber kehrte er um und schlich leise in das Haus zurück. Da sieht er am Herde eine schöne Jungfrau stehen, so schön, wie er noch keine gesehen hat. Die schreit laut auf, wie sie ihn sieht, und will in den Flur eilen, wo die Federn liegen. Das merkt der Jäger; schnell läuft er voraus, rafft alle die Federn zusammen und verbirgt sie an einer Stelle, wo niemand sie finden konnte. Da mußte die Jungfrau ein Mensch bleiben. Der Jäger aber, dem sie gar wohl gefiel, fragte sie, ob sie seine Frau werden wolle. Da sie so ganz mutterseelenallein in der Welt dastand und niemand sonst hatte und auch nicht wußte, wo ihre Heimat war, da

sagte sie nicht nein, und so wurde sie des Jägers Hausfrau und schaltete nun fleißig in Haus und Hof, in Küche und Keller wie vordem, als sie Tag für Tag die Federn von sich geschüttelt hatte.

Glücklich aber war sie nicht — sie hatte eine solche Sehnsucht hinwegzuziehen, hoch oben durch die Lüfte, wie sie es einst getan, ehe die Flinte sie getroffen hatte. Gar oft schaute sie zum hohen Himmel empor, wenn Wildgänse in großen Scharen über das Jägerhaus hin zogen. Und deutlich hörte sie dann zwischen all dem Geschnatter den Ruf: „Komm mit, komm mit!" Aber sie blieb, weil sie es doch ihrem Manne vor dem Altare gelobt hatte. Und sie hätte ja mitfliegen können, denn das hatte ihr inzwischen ihr Mann verraten, wo er die Federn verborgen hatte.

Eines Tages zog wieder ein Schwarm Wildgänse über den Hof, und wieder erschallte aus ihren Reihen heraus der Ruf: „Komm mit, komm mit!" Da war's ihr gar wundersam. Die eine Stimme hatte sie doch schon gehört vor langen, langen Jahren. Und sie horchte und lauschte, und immer dringender und lauter ertönte der Ruf: „Komm mit, komm mit!" und sie erkannte plötzlich, daß es die Stimme ihres einstigen Geliebten war. Der war in einen Gänserich verwandelt worden. Da konnte sie sich nicht mehr halten, eiligst lief sie in die Kammer, wo die Federn lagen, und schlug die Arme und die Federn flogen wieder an ihren Körper, und in ein paar Augenblicken war sie wieder eine Gans und erhob sich in die Luft und flog hinweg, dem Zuge nach, der vorher über das Haus gezogen war. Niemand hat sie je wiedergesehen. P.

Das vergessene Kind

Im Walde von Panewnik gibt es viele größere und kleinere Erdhügel; unter ihnen soll manches Wunderbare verborgen sein. So hat sich vor langen Jahren dieses zugetragen.

Eine arme Witwe aus Idaweiche mußte sich und ihren kleinen Jungen kümmerlich ernähren. Ihr Hauptnahrungsmittel bestand in Beeren und Pilzen, die sie im Panewniker Walde suchte. Auch Holz sammelte sie dort und war deshalb viel im Walde. Ihren kleinen Sohn nahm sie immer mit auf ihren Gängen. Denn sie hatte niemanden, dem sie ihn zum Hüten lassen konnte. So kam sie auch eines Tages wieder in den Wald. Es war um die österliche Zeit. Um diese Zeit geschieht viel Wunderbares in der Natur.

Die arme Frau sah auf einmal, wie einer der kleinen Berge sich öffnete, und im Innern erblickte sie ungeheure Massen von Gold und Silber.

Es schwindelte ihr bei dem Anblick. Denn sie hatte in ihrem Leben kaum ein Goldstück in der Hand gehabt. Wer sich da nehmen könnte, wieviel er braucht, dachte sie. Dann hätte alle Not für immer ein Ende. Die arme Frau hatte schon so viel gehungert und gefroren in ihrem Leben. Das wäre ein Glück ohne gleichen für sie gewesen, wenn sie einen ganz kleinen Teil

all der Kostbarkeiten, die vor ihr lagen, besessen hätte. —

Zaghaft trat sie nun näher, denn sie fürchtete immer noch, die Schätze des Berges könnten vor ihren Blicken verschwinden. Aber sieh! Selbst als sie in den geöffneten Berg eintrat, blieb alles vor ihren Blicken wie vorher.

Jetzt hielt es sie nicht mehr. Sie mußte durchaus eine kleine Menge Goldes mit sich nehmen. Doch sie hatte ihr Kind auf dem Arm. Mit einer Hand konnte sie nicht viel erraffen. Da sah sie seitswärts eine Stange, wie sie die Bauern zum Aufhängen ihrer Betten benutzen. Schnell setzte sie das Kind dahin, um beide Hände frei zu haben. Nun nahm sie, soviel sie erreichen konnte mit vollen Händen.

Da! Auf einmal ist es, als ob sich die Wände des Berges wieder schließen wollten. Rasch, voller Angst um ihr Leben, wirft sie alles Geld wieder zur Erde und eilt, so schnell ihre zitternden Beine sie tragen, aus dem unheimlichen Berge hinaus. Erlöst atmet sie auf, als sie wieder im hellen Tageslicht an der freien Luft atmet.

Kaum ist sie heraus, da schließt sich auch mit donnerähnlichem Getöse der Berg. Alles ist wie es vorher immer gewesen. Das arme Weib könnte denken, es hätte geträumt.

Aber da erfaßt sie ein heftiger Schrecken! Ihr Kind, ihr lieber Junge war in dem Berge geblieben. Sie raufte sich das Haar, sie rannte um den Berg, stieß mit dem Kopfe daran und rief das Kind mit Namen.

Aber alles blieb still und stumm. Nur der Frühlingswind fuhr brausend durch die Wipfel der Bäume. — Kein Mensch konnte ihr ihr Kind wiedergeben.

O, wie bereute sie, daß sie sich durch den Anblick des Goldes und Silbers hatte so blenden lassen. So sehr, daß sie auf ihr Kind, ihr Liebstes auf der Welt, vergessen konnte. Verzweifelt rannte sie zum Pfarrer und fragte ihn, was sie tun solle. Der riet ihr, zu fasten und zu beten, am selben Tage des nächsten Jahres und um dieselbe Stunde aber noch einmal an den Berg zu gehen. Vielleicht würde der sich wieder öffnen und sie zu ihrem Kinde einlassen.

Das war ein trauriges Jahr für das arme Weib! Kummer und Schmerz drückten es so nieder, daß es ganz grau wurde.

Bittre Zweifel plagten es. Wird der Berg sich auch wieder öffnen? Und wenn, wird mein Kind auch noch lebend darin sein? Ach wer sollte wohl für meinen lieben Jungen sorgen, wenn ich, seine Mutter, nicht bei ihm bin? Das Jahr ward der Frau so lang, wie keines in ihrem Leben. Hart büßte sie die Schuld, die sie begangen. Aber sie betete und gedachte des Kindes Tag und Nacht in Treue. So ging auch dieses schlimme Jahr vorüber, und endlich kam der Tag, an dem sie im vergangenen Jahr ihr Kind verloren.

Pünktlich zur selben Stunde, wie damals, begab sie sich in den Wald. Ihr Vertrauen sollte nicht getäuscht werden. Als sie an dem Berge ankam, tat er sich wieder vor ihr auf wie im vorigen Jahre, und hastig trat sie ein. Wieder häuften sich vor ihren erstaunten Blicken Gold und Silber in großer, großer Menge. Aber diesmal verlangte es sie nicht danach. Ihr Herz zog sie nur zu

der Stelle, wo sie ihr Kind gelassen hatte. Als sie ihre Augen dahin wandte, saß es munter und vergnügt dort auf der Stange, als habe sie es eben hingesetzt.

Da sah sie nicht rechts noch links, riß das Kind an sich und rannte mit ihm ohne Aufenthalt nach Haus. Dort erst, in ihrer kleinen Hütte glaubte sie es sicher und herzte und küßte es nun, als müßte sie alles nachholen, was sie in dem Jahr versäumt hatte.



„Aber", fragte sie es voller Staunen, „sag, was hast du gegessen das Jahr hindurch?" „O, all das Brot und all das Fleisch, das die Bäcker und Fleischer beim Wiegen zu wenig gegeben haben." „Und was hast du getrunken?" „Getrunken hab ich Milch, viel Milch. Alles das, was die Milchhändler von der guten Milch zurückbehalten und wofür sie Wasser hineingießen." „Und wie kommt es, daß du dich an der Stange gehalten hast das ganze Jahr und nicht heruntergefallen bist?" „Deine Gebete und deine Liebe haben mich gehalten."

Der Junge aber wurde ein großer und kräftiger Mensch. Als er erwachsen war, sorgte er für die Mutter und suchte ihr alles Gute zu vergelten, was sie ihm getan.

H.

Der Bär und der Wassergeist

In einer Mühle in Brzezowitz trieb vor Zeiten ein Wassergeist sein Unwesen. Nächtlich kam er in den Kuhstall und molk die Kühe. Früh hatte dann die Müllerin keine Milch zum Frühstück. Oder er versteckte sich im Mühlenwerk und hielt die Räder an, sodaß das ganze Werk stehen blieb.

Die Müllerburschen verschworen sich hoch und teuer, den Plagegeist unschädlich zu machen. Aber sie konnten ihn nie erwischen. Hörte er die



Verwünschungen, die des Abends oft in der Gesindestube gegen ihn ausgestoßen wurden, dann ließ er ein meckerndes, höhnisches Gelächter hören und plumpste mit lautem Klatschen in das Mühlenwasser.

Da kehrte einst im Orte ein Zirkus ein, und die Bären sowie der Affe wurden im Kuhstalle untergebracht.

Der Wassergeist wollte nun wohl wieder die Kühe melken, oder auch nur sehen, was für merkwürdige Tiere in der Mühle seien. Denn er war sehr neugierig. So ging er denn in der Nacht in den Stall und besah sich den Bären. Nicht genug mit dem Sehen, wollte er auch einmal Meister Petzens zottiges Fell befühlen. Doch wie er den mit seiner nassen Hand anfaßte, verstand es der Bär falsch.

Er erhob sich brummend von seinem Lager und schlug dem Wassergeiste mit seinen großen Tatzen eine Ohrfeige, daß dem Hören und Sehen verging.

Nun war der Wassergeist sehr verdutzt, daß ihm solches zustoßen könnte. Er kratzte sich an seiner Glatze und schnitt die fürchterlichsten Grimassen.

Das Aeffchen aber, ebenfalls aus seinem süßen Schlummer gestört, sah dem Streite zu und äffte dem Wassermann seine Grimassen und Bewegungen nach, wie das so in seiner Natur liegt.

Nun wandte sich die Wut des Wassergeistes gegen den armen Affen. Der roch den Braten, riß aus, was haste, was kannste. Der Wassermann hinterdrein. Durch die ganze Mühle ging die wilde Jagd. Die Mägde kreischten in ihren Betten, die Knechte lachten, daß es schallte, der Müller wetterte, und die Müllerin beruhigte die schreienden Kinder. Immer weiter rannten die

beiden. Der Affe voran, schnell und geschickt, der Wassermann schwerfällig hinterdrein, überall eine breite nasse Spur hinter sich lassend.

Zuletzt floh der Affe in seiner Bedrängnis wieder zum Bären. Als ihn der Wassermann hier einholte, wollte er in seiner Wut auf ihn einschlagen. Da aber erhielt er, ehe er sichs versah, noch einmal von dem Bären ein paar so gewaltige Ohrfeigen, daß er schleunigst Reißaus machte. Er sah sich nicht mehr um, ob der Affe ihm wieder nachahmte. Mit einem lauten Plumps platschte er ins Wasser und ließ sich nie wieder in der Mühle blicken.

H.

Quellennachweis*)

1. Die eingemauerte Tochter. Monatsschrift Oberschlesien, herausgegeben von Prof. Dr. P. Knötel, 9. Jahrg. S. 98 f.
2. Das versunkene Schloß bei Ziegenhals. A. a. O., 8. Jahrg. S. 512 f.
3. Der seltsame Hase. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, X. Heft, S. 26.
4. Die Erscheinung der hl. Anna. Preuß, Ostmarkenbuch, I. Band, S. 149 f.
5. Das versunkene Dorf. Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch. S. 30.
6. Die Fähnskedinger. Philo von Walde a. a. O. S. 14 ff.
7. Der unschuldig Verurteilte. Kühnau, Schlesische Sagen. I. Band, S. 46 ff.
8. Des Otternkönigs Rache. Kühnau, a. a. O. II. 373 f.
9. Die erfüllten Wünsche. Kühnau, a. a. O. II. S. 427.
10. Die drei Schwestern. Freundl. Mitteilung von Herrn Bürgermeister a. D. Nerlich in Sohrau.
11. Von Krähen und Eichhörnchen. Kühnau, a. a. O. I. S. 37 f.
12. Der Streuselkuchen. Kühnau, a. a. O. II. S. 102 f.
13. Der Schatz im Pelkenberge. Mitteilungen. XVIII. Heft, S. 95.
14. Mutterliebe übers Grab hinaus. Kühnau, a. a. O. I. S. 82.

*) Wo der Ort oder Kreis nicht schon aus der Erzählung hervorgeht, ist er, soweit bekannt, in Klammern beigesetzt.

15. Misliwiec der Jäger. Mitteilungen. VI. Heft, S. 44.
16. Die erzürnte Wasserjungfrau. Kühnau, a. a. O. II. S. 288 f.
17. Die dankbare Maus. Mitteilungen. VIII. Heft, S. 51. (Dollenzin, Kreis Ratibor.)
18. Der schwarze Graben. Kühnau a. a. O. II. S. 728. (Piechotzütz-Puschine, Kreis Falkenberg.)
19. Die Sibylle und der Fürst Lichtenstein. Kühnau, a. a. O. I. S. 555 f. (Kreuzendorf, Kreis Leobschütz.)
20. Die drei Knechte. Kühnau, a. a. O. II. S. 104 ff.
21. Das Haus des Berggeistes. Kühnau, a. a. O. II. S. 442 f.
22. Der Jungfernkranz an der Kirchmauer. Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge, 10. Jahrg. 1871, S. 29. (Lubetzko, Kreis Lublinitz.)
23. Das Weib des Wassermanns. Kühnau, a. a. O. II. S. 908.
24. Das Kind als Retter. Kühnau, a. a. O. II. S. 425.
25. Der Räuberhauptmann Koziol. Monatsschrift Oberschlesien. 8. Jahrg., S. 33 f.
26. Der starke Hans. Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge. 7. Jahrg. 1868, S. 150 ff.
27. Die wunderbare Henne. L. Grabinski, Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlesien. S. 23.
28. Die Heldentaten des Matyssek. Mitteilungen. IV. Heft, S. 86.
29. Der Totentanz zu Neisse. Kühnau, a. a. O. I. S. 23 ff.
30. Der Wassermann und das arme Webermädchen. Kühnau, a. a. O. II. S. 249 f.
31. Das Irrlicht. Kühnau, a. a O. I. S. 37 f.
32. Die Trojkakirche bei Koschentin. Oberschlesische Heimat. 7. Band, S. 39 f. (Kreis Lublinitz.)
33. Die Rache der Wasserfrau. Kühnau, a. a. O. II. S. 242.
34. Der Skrzolek in der Medizinflasche. L. Grabinski, a. a. O. S. 22 f.

35. Das Gnadenbild zu Deutsch-Piekar und die Gründung von Roßberg. Monatsschrift Oberschlesien, 7. Jahrg. S. 313. (Kreis Beuthen.)
36. Der Doppelgänger. Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge. 6. Jahrg. 1867, S. 22 ff und S. 96 ff.
37. Napoleon und die oberschlesischen Bauern. Oberschlesische Heimat, 6. Band, S. 185 f.
38. Die Marienkapelle zu Polnisch-Müllmen. Monatsschrift Oberschlesien, 7. Jahrg. S. 334 f. (Kreis Neustadt.)
39. Das Armesünderglöckchen zu Neisse. Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge. 7. Jahrg. 1868, S. 224.
40. Das Schwarzbrünndel. Monatsschrift Oberschlesien. 7. Jahrg., S. 146 f. (Kreis Pleß.)
41. Das verwandelte Mädchen. Mitteilungen. III. Heft, S. 12 f.
42. Das vergessene Kind. Freundliche Mitteilung von Fräulein E. Grabowski in Oppeln. (Kreis Pleß).
43. Der Bär und der Wassergeist. Kühnau, a. a. O. II. S. 293 f. (Kreis Beuthen.)





KSIĘGARNIA
ANTYKWARIAT
DOM KSIĄŻKI
E 452469

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
5845/II S
001-005845-02-0

G. Siwinna, Kattowitz.